



Der Ritt ums Glück.

Sportroman
von

Wilhelm Meyer-Förster.

Zehntes Kapitel.

4

Der Frühling war gekommen, nicht nur nach Rizza, sondern auch nordwärts über die Alpen. In Charlottenburg hatten die Rennen begonnen, und auf einen regnerischen April folgte der lieblichste Mai. Draußen in Werder blühten die Kirichen, die der preussischen Eisenbahnverwaltung alljährlich ein gutes Stück Geld einbringen. Vom Potsdamer Bahnhof zu Berlin geht dann Zug auf Zug, um die Großstädter nach dem kleinen Havelstädtchen hinaus zu befördern. Da schwelgen sie, groß und klein, in frischer Luft und Frühlingsstimmung, trinken den berauschenden Johannisbeerwein und kehren heim mit großen Blütenzweigen, die man in Werder billig kauft, und die einen leisen Hauch von Lenzfreuden in die dunkelsten Höfe der Hauptstadt tragen.

Und in diesem Jahre waren auch Griottes draußen gewesen. Wie das kam und möglich war, nach einem so ärmlichen Winter, in dem man fasten und frieren gelernt hatte, das schien Mutter und Tochter noch tagelang nachher wie ein Märchen, das man gar nicht recht glauben kann.

Es war eines Abends, als Griotte in einer glänzenden Stimmung nach Hause kam.

„Erstreck nicht“, sagte er zu seiner Frau, „wenn ich dir sage, daß uns große Dinge bevorstehen. Sammle dich, liebes Kind, denn du hast schwache Nerven.“

Ja, diese Einleitung war notwendig. Bei den ersten Worten schon war Frau Griotte blaß geworden, sie zitterte und mußte sich setzen. Wie dem Verhungerten die Nahrung sorgfältig in kleinen Raten gegeben werden soll, so mußte eine freudige Nachricht nach so langen jämmerlichen Jahren ihr vorsichtig übermittelt werden.

„Also ich erzähle der Reihe nach“, sagte Griotte. „Es war heute mittag, und ich stehe vor dem Theater und gähne. Wir hatten Probe zu diesem verdammten ‚Herrenkönig‘, in dem ich genau zwanzig Worte zu sagen habe, und wahrhaftig, mir war so hunds jämmerlich zu Mute wie in meinem ganzen Leben nicht. Links neben mir steht Venz, rechts die Grafkops, und an der andern Seite neben dem Zigarrenladen der Direktor. Er schwatze mit Melms, und wir andern standen und glockten auf die Straße. Ich hatte fürchterlichen Appetit, denn die Stulle hatte ich schon um zehn Uhr aufgegessen. Und wenn ich Hunger habe, muß ich gähnen, immerfort, es ist schauerhaft.“

„Da plötzlich höre ich rufen: ‚He, Griotte!‘“

„Hält vor dem Theater eine Equipage und sitzt ein Herr drin, der mir winkt: ‚He, Griotte!‘“

„Und wer war es?“

„Der Bengel, der Konrad!“

„Annie war aufgesprungen.“

„Konrad?“

„Ja, im Cylinder und fabelhaft elegant.“

„Griotte“, sagt er, „mein Gott“, sagt er, „kennen

308. Welt. 1898. 4.



Photographie-Vergag von Franz Constaent in München.

Die Kist. Nach dem Gemälde von E. Grob.

Sie mich denn nicht mehr? — Konrad, sage ich, alter, lieber Freund, und ein Bedienter springt vom Bod, nimmt den Hut ab und will den Wagen aufmachen.

„Nun stand ich mit dem Rücken gegen den Direktor und die andern, aber die Gesichter hätte ich sehen mögen.“

„Ich will Sie nicht aufhalten, lieber Griotte,“ sagt der Konrad, „aber ich fuhr gerade vorbei und sah Sie; und nun sagen Sie vor allem, wie geht's Ihnen und der Frau und Annie? Wollen Sie mit mir frühstücken? Steigen Sie ein, kommen Sie mit.“

„Natürlich, das ging nicht, weil diese verdammte Probe war, wo man zwanzig Worte zu sagen hat und deshalb sechs Stunden herumstehen muß. Ihr müßt euch das vorstellen, wenn ich eingestiegen und losgefahren wäre. Zwei Schimmel vor dem Wagen, wie sie kein Baron hat!“

„Dann müssen Sie mich aber besuchen,“ sagt er, „morgen oder übermorgen, wann Sie Lust haben. Wir wohnen jetzt draußen in Hoppegarten, und Sie bringen Annie mit und Ihre Frau, ganz bestimmt. Und dann, wissen Sie, lieber Griotte, Sie alle müssen es mir verzeihen, wenn ich nie einmal gekommen bin, um Sie zu besuchen. Ich habe so viel zu thun, Sie glauben es nicht.“

„Dann gab er mir nochmal seine Hand. „Also viele Grüße an Annie und Frau Griotte. Adieu, lieber Griotte!“

Der Bediente sprang wieder auf den Bod, und die Schimmel sausten die Frankfurter Straße hinunter wie die Teufel.

„Und da, wie sie um die Ecke verschwunden sind, drehe ich mich langsam um.“

„Die Gesichter!“

Annie und Frau Griotte saßen stumm mit verklärten Zügen, und jetzt erzählte Griotte rascher, denn nach der großen Ouvertüre folgte nunmehr die dramatische Handlung.

„Der Direktor tritt auf mich zu. „Lieber Griotte,“ sagt er, „das war Brandes' Wagen, ich kenne die Pferde, aber wer war der Herr?“

„Der Sekretär des Herrn Brandes, zugleich übrigens Herrn Brandes' intimster Freund.“

„Ah! Und Sie kennen den Herrn? Sie kennen ihn scheinbar sehr genau?“

„Sehr,“ sage ich, „sehr!“

„Da nimmt der Direktor meinen Arm: „Kommen Sie mit, lieber Freund.“ Und zu Melms sagt er: „Herr Griotte ist auf der Probe für heute entschuldigt.“

„Entschuldigt,“ sagte Frau Griotte halblaut. Sie nahm allen Mut zusammen, um ruhig zu bleiben, denn sie ahnte natürlich, daß jetzt die Hauptsache folgen würde.

„Eine Flasche St. Julien und zweimal Kaviar. Nach dem Kaviar zwei Beefsteaks und dann Käse. Dann noch eine Flasche St. Julien und dann noch eine. So saßen wir wohl drei Stunden, und er hat natürlich alles bezahlt.“

„Und was — wollte er —?“ Annie fragte es schüchtern, fast ängstlich.

„Meine Vermittlung. Was sonst?! „Brandes,“ sagt er, „ist der einzige Mensch in Berlin, der was riskiert, der für große Unternehmen zu haben ist. Man muß Brandes gewinnen, und wir haben das Ostendtheater mit einem Schlag in die Reihe der größten Bühnen. Wir drei: Sie, Griotte, Brandes und ich. Sie als Regisseur, Brandes als Geldmann und ich als artistischer Leiter. Ich als Regisseur! Stellt euch das vor. Mit zehntausend Mark Sage!“

Die beiden Frauen waren wie geblendet, und da kam Griotte mit seinem größten Schlag: er holte Geld aus der Tasche, Geld, immer neues Geld, Markstücke, Thaler, Zehnmarkstücke und als Krönung des Ganzen einen blauefarbigen Schein, der die Ziffer 100 trug.

„Zählt es nach,“ sagte er, und mit zitternden Händen zählten sie: „Zwanzig, dreißig, fünfzig, sechzig, siebzig, hundert, zweihundert.“

„Zweihundert!“

„Zweihundert!“

„Ja, zweihundert. Als extraordinären Vorschuß zur Einleitung der Verhandlungen. Und kommt die Sache zu stande, kauft Brandes das Theater, so erhält der Schauspieler Griotte zweitausend Mark bar sowie einen Kontrakt als Oberregisseur mit einem Fixum von achtthundert Mark monatlich.“

Frau Griotte erhob sich mühsam und ging mit wankenden Schritten zu ihm. Sie legte die Arme um seinen Hals und schluchzte, und als Griotte sich eine Minute vergebens bemüht hatte, sie heiter zu stimmen, brach auch seine Stimme.

Das Glück war eingezogen, und es war fast zu plötzlich gekommen.

Als Frau Griotte sich zu beruhigen begann, stellte sie allerhand thörichte Fragen, ob man sofort eine neue Wohnung nehmen und Möbel kaufen werde, ob Konrad Gdert sein angezogen gewesen sei, und ob er noch so hübsch und freundlich und gut wäre.

„Ihr macht euch alle beide,“ sagte Griotte, „von diesem Konrad gar keine Vorstellung. Er sieht aus wie ein Attaché, großartig! Dazu diese Equipage, dazu die Schimmel, der Kutscher, der Diener, hellgraue Handschuhe, es ist fabelhaft!“

Annie, die stumm dagefesselt hatte und der das aufgeregte Herz zum Zerspringen schlug, zwang sich zu einer Frage:

„Und er sagt, wir sollten ihn besuchen?“

„Ja. Und das thun wir auch. Und nach dir, Annie, fragte er ganz besonders. An dem Jungen hat man seine Freude. Er ist anders geworden — selbstverständlich — vornehmer, feiner, aber im Grunde ist er noch ganz der alte.“

Annie war glücklich. Ja, er mußte der alte geblieben sein, sonst würde er nicht von seinem vornehmen Wagen aus den Vater gerufen und so herzlich mit ihm gesprochen haben.

Es hatte eine Zeit gegeben, da sie glaubte, Konrad bringe ihr mehr als freundschaftliche Gefühle entgegen, und wie selig war sie in dem Glauben gewesen! Der Traum war freilich längst vorbei, aber sein Bild war in ihrem Herzen geblieben, von der Erinnerung nur noch mehr verschönt, treu gehegt wie ein Kleinod, das man nicht verlieren darf.

Konrad würde nie zurückkommen in die dürftige Enge und also auch nie zu ihr, das wußte sie längst. Er schien ein unwiederbringlich Verlorener, den nur die Phantasie zurückzaubern kann.

Und nun drang heute in diese Dunkelheit ihres Lebens, in all die ergebnisvolle Entsagung ein erster heller Lichtschein! Der Vater hatte Konrad gesehen, das bloße Zusammentreffen hatte andre geblendet und veranlaßt, ihrem Vater große Anerbietungen zu machen. Wie nun, wenn ein Teil der überschwenglichen Hoffnungen wirklich in Erfüllung gehen und sie langsam höher steigen würden?! Dieses Höher bedeutete doch auch: näher zu Konrad! Und so würde sie ihm näher kommen, immer näher, bis — bis er sie an sich ziehen würde, um Annie Griotte nie mehr von sich zu lassen.

Griotte wuchs an diesem seligen Abend und reckte sich: „Fünfzig Jahre! Ein alter Komödiant, den das Leben und die Bretter dreiviertel verbraucht haben. Und da sieht man im Herbst noch einmal eine neue Zukunft und vielleicht — Kinder, das ist zu viel! Der Tag war zu viel für mich!“

Er aß ein Stück Wurst und trank eine Flasche Weißbier, dann wanderte er von neuem im Zimmer auf und ab.

„Man muß sich das vorstellen! Daß man diesem elenden Komödiantenleben vielleicht noch einmal Valet sagen darf!“ Zärtlich nahm er Annies Kopf zwischen seine Hände: „Was ich erarbeite und erringe, das ist für dich. Da haben sie mir tausendmal vorgeredet: Laß doch das Mädel auf die Bühne, sie ist hübsch, frisch, fesch, das macht Karriere. Aber ich habe gesagt: Nein! Und wenn ich Steine klopfen und troden Brot essen soll, die wenigstens bleibt mir davon. Nun wird vielleicht alles gut, meine kleine, süße Annie, und was dein Vater dem Glück abtroht, das ist für dich!“

Er nahm ein Zwanzigmarkstück und legte es ihr in die Hand: „Das ist dein Eigentum. Damit kannst du thun, was du willst.“

Sie sah auf das goldene Stück, nie im Leben hatte sie so viel Geld besessen. Der Eindruck des Gesichts und des Besitzes war so stark, daß die Freude darüber kurze Zeit alle andern Gedanken zurückdrängte.

Am nächsten Tage kam ein Brief von Konrad, in dem es unter anderem hieß:

„Besuchen Sie mich, wenn es Ihnen recht ist, nächste Woche hier draußen in Hoppegarten. Sie richten es am besten so ein, daß Sie mit dem ersten Frühzuge herauskommen. Sie sehen dann die Frühgalopps auf der Rennbahn, und nachher sind Sie meine Gäste. Ich bitte nur deshalb um den Besuch zu so früher Stunde, weil es morgens hier am schönsten ist, und weil ich nachmittags leider wenig oder gar keine Zeit habe. Die herzlichsten Grüße an Fräulein Annie, und meine ergebensten Empfehlungen an Frau Griotte.“

„Die herzlichsten Grüße!“ — Annie las den Brief zehnmals und die drei Worte noch unzählige Male mehr. Sie zählte die Tage und Stunden und Minuten, die sie noch von dem Augenblick trennten, in dem sie Konrad wiedersehen sollte.

Der Direktor war nicht sehr erfreut, als er hörte, daß Griottes erste Konferenz mit Brandes' Sekretär sich noch um eine Woche verzögern sollte, aber Griotte war so siegesicher, daß der Direktor die Verzögerung in den Kauf nahm. Es wurde beschlossen, daß der Direktor an dem Hoppegartener Ausfluge teilnehmen sollte, da ließen sich die Unterhandlungen vielleicht sofort einleiten.

Am folgenden Sonntag unternahm Griotte mit seinen Damen die erwähnte Fahrt nach Werder. Ueber Berlin lag freilich am Sonnabend noch trübes Wetter, aber dem braven Griotte brannte das viele Geld in der Tasche.

„Das Schönste, was Berlin im Monat Mai bietet,“ sagte er und klapperte mit seinen Thälern, „ist Werder mit der Baumbüste. Ihr beiden sollt das sehen, ihr sollt den Frühling begrüßen, ihr sollt Augen machen.“

Ein Brot wurde gekauft, Butter, Wurst und Schweizerkäse, daraus wurden eine Menge Butterbrote geschnitten, die man in den Lokalanzeiger verpackte und in alle Taschen verteilte.

Und der Frühling und Werder meinten es herzlich gut mit den dreien, die jahrelang keine Felder, Wiesen und blühende Bäume gesehen hatten. Wie ein verschneites Land lagen die Gärten und Hügel rings um die kleine brandenburgische Stadt, weiße und rosaweiße Blüten, wohin man sah. Oben auf dem Berge spielten Musikanten, und als es Abend wurde, ging man zur Stadt, die auf einer Insel der Havel liegt, spazierte durch die engen Straßen und kehrte in einer Wirtschaft ein, wo es Johannisbeerwein gab. Er schäumte wie Champagner und ver-setzte Griotte in die Illusion, ein Gentleman zu sein, der mit seiner Familie fremde Länder bereist. Sie konnten den roten Wein alle drei nicht vertragen, Griotte wurde dadurch dramatisch gestimmt und citierte Shakespeare, Frau Griotte wurde tragisch bewegt, und Annie kam in die schönste lyrische Stimmung. Spät abends wanderten sie mit den tausend andern Berliner Ausflüglern durch die blühenden Hügel zum Bahnhof. Es gab Leute dabei, die johlten und krakeelten, die Mädchen aber begannen erst vereinzelt, dann in Gruppen das alte Venzlied zu singen. Die Frauen und Kinder fielen ein, dann auch die Männer, schließlich auch die Krakeeler, und nun ging das: „Der Mai ist gekommen“, von tausend Stimmen gesungen, über die Hügel und die weiten Havelseen, bis es irgendwo in der nächtlichen Ferne der märkischen Landschaft verklang.

„Das ist die wahre und echte Poesie,“ sagte Griotte, als er sich geschneuzt und heimlich über die Augen gewischt hatte, „hol der Teufel das ganze Theater.“

Dann fuhr man heim, in engen Coupés auf den Holzbänken dicht zusammengepfercht. Die Leute wurden still, die Kinder schliefen auf dem Schoße der Mütter. Die weißen Blütenzweige, die man oben auf die Gepäckhalter gelegt hatte, nickten und wippten über Großen und Kindern und zauberten vielleicht in die Köpfe der schlafenden Kleinen einen Frühlingstraum...

Erstes Kapitel.

Inmitten der Mark Brandenburg, auf dem Wege, der von Berlin nach Küstrin führt, liegt eine kleine Villenkolonie von merkwürdigem Aussehen. Während ringsum die dunkeln, dürftigen Kiefernwälder mit Heide und mageren Feldern abwechseln, breiten sich hier wie in einer Oase grüne, saftige Wiesen aus. Uralte Eichenbäume ragen hier und da empor, freundliche Gartenanlagen ziehen an den Wiesen entlang, und hübsche, elegante Häuser schauen aus Bäumen und Buschwerk hervor. Auf den Koppeln galoppieren im Spiele junge Vollblutpferde, und ältere Tiere ziehen bedächtigen Schrittes, in Decken gehüllt und mit dem Stalljungen auf dem Rücken, in langen Reihen über die Straßen. Wohin man hört, klingen einem englische Worte entgegen; hat man den Ort durchwandert, so meint man durch irgend ein Dorf in Yorkshire spaziert zu sein.

Eine englische Kolonie mitten in der Mark Brandenburg! Keine Kolonie englischer Nichtsthuers, die ihre kleine Rente auf dem Kontinent verleben, Laton Tennis spielen und hummeln, sondern eine sehr arbeitssame Kolonie, wo das thätige Leben mit dem ersten Hahnenschrei beginnt und erst mit dem Sonnenuntergange endet.

Der Fremde braucht kein sonderlich aufmerksamer Beobachter zu sein, um noch eine andre Eigentümlichkeit der Bewohner zu erkennen: es ist ein Zwergvolk, was da haust. Doppelt auffällig wird ihre Kleinheit, wenn man sie mit den hochgebauten Rennpferden hantieren sieht. Wie Pippin der Kleine zu Rosse saß, ein Afflein auf hohem Kamele, so hoden die Jockeys und Stalljungen wie Zwerge auf den Rücken der großen, schlanken Tiere.

Wie die Männer so die Frauen: klein, zierlich, niedlich, Mütter eines neuen Jockeygeschlechts. Eins haben sie freilich vor den Männern voraus: sie brauchen nicht ängstlich darauf bedacht sein, daß der Umfang des Körpers sich in bescheidenen Grenzen halte. Sie müssen nicht in Pelze gehüllt in der Sonne spazieren laufen, russische Dampfbäder nehmen sie nicht, und wenn der Pumpernickel auf den Tisch kommt, dürfen sie unbesorgt zulangen. So werden sie nette, runde Damen, die ihrer großen Wirtschaft mit Energie vorstehen. Es giebt da Haushaltungen, in denen für eine kleine Armee von Stalljungen gelocht und gewaschen werden muß, und diese kleinen Lauge-nichte machen es der Hausfrau nicht leicht. Sie sprechen englisch und deutsch, ungarisch und böhmisch, rekrutieren sich aus aller Herren Ländern und sind eine

Rotte, zwischen die bisweilen die lange Hehpeitsche fahren muß.

Manche der Trainer- und Jockeyfamilien, die nun seit langem in dem kleinen märkischen Dorfe ansässig sind, haben die halbe Welt durchwandert. Sie haben in Frankreich gewohnt und in England, in Ungarn und Oesterreich, in Rußland und Italien, manche auch jenseits der Ozeane. Das giebt den Leuten einen weiten und freien Blick. Sie sind Nomaden, die in Deutschland gern wohnen, die aber auch jeden Augenblick gewärtig sind, einem neuen Rufe zu folgen und irgendwo in der Ferne die Zelte neu zu bauen. Wenn die Söhne heranwachsen, gehen sie in die Welt. Sie bringen sich Frauen aus aller Herren Ländern mit, und so hat der Rennsport eine Gruppe seltsamer Familien herangebildet, die, über ganz Europa verstreut, eng zusammengehören, verbrüdet und verschwägert sind, eine Gruppe von Menschen, die ohne Vergleich dasteht. Dieses Zwerggeschlecht ist wohl begütert, zum Teil sogar sehr reich. Es giebt Leute unter ihnen, die alljährlich Hunderttausende verdienen. Sie schaffen sich, wo immer ihr Beruf sie hinführt, eine wohlthätige, fast reiche Behaglichkeit, und so liegt auch über dem märkischen Dorfe Hoppegarten ein Schimmer von Reichtum, der den seltsamen Charakter dieser Gasse noch erhöht.

Es war an einem Morgen im Mai, als C. W. Kalm und der Baron von Roffe mit dem ersten Frühzuge von Berlin nach Hoppegarten hinausfuhren.

C. W. hatte in Rizza die Bank nicht geprengt, wie es sein fester Voratz gewesen war. Im Gegenteil, fast hätte sie ihn geprengt. Er war dann merkwürdig kleinlaut geworden und gegen den Baron von weit größerer Artigkeit als früher.

Uebrigens erkannte er das Unfinnige seines Voratzes nachträglich sehr wohl und setzte das dem Baron wiederholt auseinander:

„Eine derartige Bank,“ sagte er, „ist wie ein Fels, man rennt sich daran den Kopf ein. Sie ist etwas Lebloses, keine Persönlichkeit, die man todschlagen kann. Ich will mit Menschen zu thun haben, mein lieber Baron, die fasse ich mir, die kenne ich und mache sie kaput. Das ist der Unterschied.“

Der Prinz hatte an C. W. prompt seine Schuld bezahlt und sich dann nicht weiter um ihn gekümmert. Seine Wege war Herr Kalm indessen ohne Sorge: „Er kommt mir wieder.“

In seine trübe und bescheidene Stimmung zog erst dann von neuem ein auffrischender Wind, als der Baron eines Morgens von Hoppegarten kam und Wunderdinge von „Lucifer“ erzählte.

„Er ist über Winter ein Prachtstier geworden. Wir haben ihn heute früh galoppiert, und er geht wie eine Lokomotive. Ganz Hoppegarten redet davon; mit dem Pferd gewinnen wir große Rennen.“

„Wir?“ sagte C. W., der auf diese Nachricht hin sofort aus seiner bescheidenen Reserve heraustretete. „Wir? Sie meinen ich!“

„Wenn ich, wir?“ sagte er, erwiderte der Baron mit fester Stimme, „so meine ich unsern Stall.“ Er war empört über C. W.'s neu beginnenden Uebermut, und da man dem Baron heute morgen über „Lucifer“ viele Komplimente gesagt, seine Umsicht im Anlauf und im Management des Pferdes gerühmt hatte, so durfte der arme Baron hoffen, eventuell bei einem andern großen Stall als Leiter Anstellung zu finden. Er war fest entschlossen, sich C. W.'s Frechheiten nicht mehr gefallen zu lassen.

Herr Kalm knurrte und brummte etwas vor sich hin, dann plötzlich schäumte der unterdrückte Keger in ihm empor:

„Solche Reden lasse ich mir nicht bieten! Von Ihnen!“

Der Baron trat ganz nahe an ihn heran. Er dachte an alle Unbilden, die er durch diesen Mann schon erfahren hatte, vor allem an die Rizzaer Reise, und wie er nur durch Brandes' Freundlichkeit die Mittel zur Heimfahrt erhalten hatte. Er blieb auch jetzt noch ruhig, denn es gab schwerlich je einen harmloseren, gutmütigeren Menschen, aber in seiner Stimme lag ein überzeugender Ernst:

„Ich ersuche Sie, Herr Kalm, entweder von heute an unser Verhältnis zu lösen, oder in Zukunft mich so zu behandeln, wie es mir zukommt.“

Er ging ans Fenster, trommelte leise an die Scheiben und schaute hinaus. Wenn Kalm den ungeschriebenen Kontrakt lösen wollte, gut. Vielleicht würde er dann irgendwo sonst in einem Rennstall eine Thätigkeit finden, vielleicht auch nicht. Aber lieber in Not und Verzweiflung gehen, als dieses entsetzliche Leben weiter ertragen.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter, Mr. Kalm. Er lächelte süß und milde durch die Brillengläser und sagte weich:

„Sie sollten mich eigentlich schon kennen, bester Baron, daß ich es nie so meine, wie ich es rede. Kommen Sie her, wir wollen eine Flasche Pommery trinken und sein frühstücken.“

So gingen sie, und während C. W. seine Auster ausstrakte, dachte er bei sich:

„Warte, mein Freundchen, das tränke ich dir ein. Laß mich nur erst im Sattel sitzen. Einstweilen hat man dich noch nötig, aber ich will's noch erleben, daß du hinausfliegst. Warte, mein Lieber.“

Für den Baron kamen nun Tage, die an seine alte Glanzzeit erinnerten. Die Kalm'schen Pferde, die im Vorjahre sich die Rennen immer von hinten angesehen hatten, machten sich heraus, gewannen Preise und strahlten einen Teil ihres Siegesglanzes auch auf den Manager des Stalls, den Baron, aus. Um Herrn Kalm bekümmerten sich die Sportsleute nie, kaum daß man ihn von Ansehen kannte. Den Baron aber, dessen Geldverhältnisse bei den guten Wetten des Stalls sich wesentlich besserten, sah man auf den Rennplätzen geschäftig hin und her gehen, zumeist in einem hübschen englischen Anzuge mit umgehängtem Krimstecker. Sein grauer Schnurrbart hing nicht mehr melancholisch nieder, und wenn er eines der gewinnreichen Pferde am Zügel über den Sattelplatz geleitete, blickten seine freundlichen Augen glücklich und heiter. Guten Bekannten zwinkerte er lächelnd zu: „Wartet nur, das beste Pferd haben wir noch im Stalle, ein kapitaler Gaul, daran sollt ihr eure Freude haben. Der bringt euch noch eine schöne Wette.“

Daß diese guten Tage einmal ein Ende haben und C. W. das Steuer selbst in die Hand nehmen würde, daran dachte der Baron nicht. Er machte ja alles gut, arrangierte und managete die Rennen vortrefflich, brachte Mr. Kalm Gewinn um Gewinn, — weshalb sollte der ein so vorteilhaftes Verhältnis lösen?

C. W. war übrigens auch in der That nicht unzufrieden. Sein Name wurde allmählich im Rennsport bekannt, der Baron stellte ihn, wo immer es ging, Offizieren und kleineren Rennstallbesitzern vor, ganz langsam, Schritt für Schritt gewann C. W. Terrain.

„Wenn ich oben bin,“ dachte er, „brauche ich die Leiter nicht mehr und schmeiße sie um. Es ist wirklich eine gute Leiter, man kommt darauf famos vorwärts.“

Was ihm immer noch fehlte, war die Bekanntschaft der Matadore, der wirklich großen Herren, der Herzoge und Fürsten, der Leute, die im Unionklub den Ton angaben. So oft er Brandes im Kreise dieser Herren sah, lachend, unbefangen, jeden begrüßend und von jedem begrüßt, stieg ihm die Galle empor. Es war nicht zu sagen, wie sehr er ihn hasste.

Es war ein wunderschöner Frühlingmorgen, als C. W. und der Baron nach Hoppegarten hinausfuhren. So früh waren sie aufgebrochen, daß Berlin noch schlief, und als sie aus den Fenstern des Eisenbahnwagens schauten, der über die hochliegende Stadtbahn nach dem Schlesiischen Bahnhofe rollte, sahen sie die weiten Straßenzüge noch einsam und menschenleer.

„Diese ganze Gesellschaft,“ sagte C. W. und versuchte über die Gasse und Geländer weg in die Spree zu spucken, „taugt nichts, ist faul und verschläft das halbe Leben. In dieser Stadt steckt absolut nichts Amerikanisches.“

Auf dem Schlesiischen Bahnhofe wollten zwei Mann-offiziere in das Coupé steigen, als aber C. W.'s abschreckende Physiognomie am Fenster erschien, suchten sie einen andern Wagen. Er spuckte verächtlich hinter ihnen her, was der dienstthuende Stationsvorsteher sehr mißfällig beobachtete. Da aber C. W. erster Klasse fuhr, unterließ der Beamte eine verwarnende Bemerkung. Gleich darauf setzte sich der Zug in Bewegung, und C. W. grinste den Stationsvorsteher höhnisch an. Ganz in Sicherheit spuckte er noch einmal, und zwar an ein Schild, das die Bezeichnung: „Königliche Eisenbahnverwaltung“ trug. Es ist ganz unmöglich, den Grimm des Beamten und die daraus folgende Freude C. W.'s zu beschreiben.

Kleine Episoden wie diese bildeten die Glanzpunkte seines Lebens, sie machten ihm sozusagen mehr Freude als große kaufmännische Erfolge.

Als sie nach Hoppegarten kamen, war es sechs Uhr morgens. In dem kleinen Walde, dicht vor dem Bahnhofe, linker Hand, liefen zwei Rehe über den Weg, weit oben im Blauen zwitscherten die Vögel, die Kastanien standen noch in Blüte, und die Apfelbäume zeigten wie in Werder ihre feinen Blüthenriebe.

Was C. W. sogleich bemerkte, waren die zahlreichen Maikäfer. Im Vorbeigehen schüttelte er die kleinen Bäume, um die Käfer zum Fallen zu bringen, und trat dann die braunen Dinger der Reihe nach tot.

„Schmarotzergeschmeiß“, sagte er, „muß vertilgt werden.“

Der Baron machte sich auf den Weg nach Dahlwitz, wo Mr. George wohnte, um ihn von Herrn Kalms Anwesenheit zu benachrichtigen. Vor einer guten halben Stunde konnte er nicht zurück sein, diese Zeit benutzte C. W., um im Logierhaus einen Whisky zu trinken.

Er kam nach diesem Getränke in behagliche Stimmung und dachte bei sich: „Es ist ein angenehmes

Leben. Du bist jetzt ein vornehmer Mann geworden, mein lieber Charles William. Barone laufen für dich, anständige Leute grüßen dich, und die Zeitungen berichten darüber, daß du Rennen gewinnst. Wenn man an dieses scheußliche Chicago denkt und an das ganze amerikanische Gefindel, wird einem übel. Aber ich muß immer noch weiter kommen, immer höher.“

Vom Logierhause sah er über die weiten grünen Wiesen der Rennbahn. Eine Mühle drehte ihre Flügel langsam im Winde, ein frischer, wundervoller Blütenduft kam zu der Terrasse herauf, in der Ferne wieherten Pferde und zwei reizende kleine Forterriers kamen aus dem Hause gelaufen und spielten in der Sonne.

Es ist ein ganz herrlicher Tag, dachte C. W., Schöneres als Natur und Sonnenschein giebt es nicht. Man sollte jeden Morgen so früh aufstehen. Er konnte sich trotz dieser lebenswürdigen Stimmung nicht enthalten, nach den spielenden Hunden einen Stein zu werfen, und als der eine Jor aufwinkelte und ins Haus hinkte, sagte er vor sich hin: diese Rader sollen mir mit ihrem Gebell nicht den Morgen verderben.

Aus dem Buschwerk rechts tauchte jetzt eine Reihe von Pferden auf, meist in Decken gehüllt, jedes mit seinem Stallburschen im Sattel. Es waren wohl zwanzig oder mehr, sie gingen mit weit ausgreifendem Schritt, leise mit den Köpfen nickend, an der Terrasse vorbei. Ganz zuletzt kam der Trainer White auf seinem schottischen Poney, der gegen die Wiesen wie ein Zwerg erschien, und dann folgten zu Fuße — C. W. beugte sich vor, um besser zu sehen — Brandes, der Prinz von Reichenberg, Brandes' Tochter und ein dritter Herr.

„Sie werden sich über ‚Coriolan‘ wundern,“ hörte er Brandes sagen, „ein Pferd, wie ich nie eins im Stalle gehabt habe.“

Der Prinz nickte: „ich bin sehr neugierig,“ dann verschwanden die Pferde, der Trainer und die ganze Gesellschaft hinter den Büschen der andern Seite.

„Coriolan!“ Das war der Name, den der Baron von Roffe beständig im Munde führte.

„Wenn irgend ein Pferd ‚Lucifer‘ im Derby schlagen kann,“ hatte der Baron noch heute früh im Eisenbahn-coupé gesagt, „dann ist es ‚Coriolan‘. Die beiden ragen turmhoch über die ganze übrige Sippschaft empor.“

C. W. verstand vom Rennsport immer noch zu wenig, um das recht zu begreifen, nur das fühlte er, daß auch hier wieder, auf dem Wege zum größten Erfolge, dieser Brandes sein Gegner war.

Er wuschte mit solchem Ingrimm an seiner Brille, daß sie fast zerbrochen wäre, dann trank er seinen Whisky aus, bezahlte, ohne dem kleinen Kellner ein Trinkgeld zu geben, und ging verdrossen zur Rennbahn.

„Coriolan!“ Warum konnte man dieses Tier nicht einfach vergiften, aus dem Wege räumen, eliminieren?! Vielleicht läßt sich das machen, dachte er im stillen, und diese vage Idee brachte ihn wieder in bessere Laune.

Da hielt er an; dicht vor sich, an die weiße Barriere der Rennbahn gelehnt, sah er den Prinzen neben Käthchen Brandes. Das Mädchen sah reizend aus. Ihre hohen gelben Lederstiefel schauten unter dem aufgeschürzten Kleide hervor, über die weiße Musselinbluse hatte sie lose ein Zuavenjäckchen gehängt, und an der blauen Matrosenmütze steckte — stilllos aber reizend — ein Busch frischer Fliederblüten.

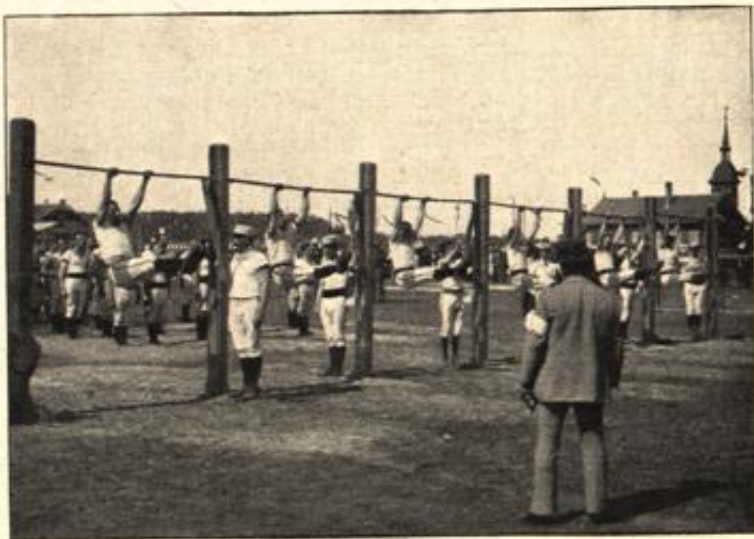
Sie standen nahe nebeneinander, und C. W. hätte Lust gehabt, sich im Gebüsch zu verstecken und zu lauschen. Da schaute zufällig der Prinz auf, und als Mr. Kalm tief grüßte, sagte er nachlässig an den Hut. Er schien ihn nicht zu erkennen.

„Das war Herr Kalm, der neue Rennstallbesitzer,“ sagte Käthchen und schaute dem gekniffen fortwandelnden C. W. gleichgültig nach, „kennen Sie ihn?“

„Flüchtig. Der Mensch hat mir einmal eine Gefälligkeit erwiesen. Eine Galgenphysiognomie.“

Einige hundert Schritte weiter, an den Tribünen der großen Rennbahn, standen Gruppen von Herren und beobachteten aufmerksam das schöne und interessante Bild, das sich langsam vor ihnen zu entrollen begann. Von allen Seiten her kamen im Gänsemarsch lange Reihen von Pferden, wie Regimenter, die zum Manöver anmarschieren. Sie lösten sich auf der Rennbahn in kleine Abteilungen auf, und in Gruppen von zweien und dreien kamen sie dann auf dem grünen Rasen angejagt. Das große Berliner Frühlingssmeeting stand vor der Thür, nun handelte es sich für die Trainer darum, ihren Pferden die letzten Übungsgalopps zu geben. Für die anwesenden Sportsmen waren diese Morgengalopps der Pferde von der größten Wichtigkeit; wer aufmerksam und mit Kennerblick die einzelnen Tiere beobachtete, konnte daraus manchen nützlichen Wink für die künftigen Wetten entnehmen.

Der Prinz, obwohl er dieser Renn-Galopps wegen Urlaub für den Vormittag von seinem Regimente



Sektionsübung am Red.



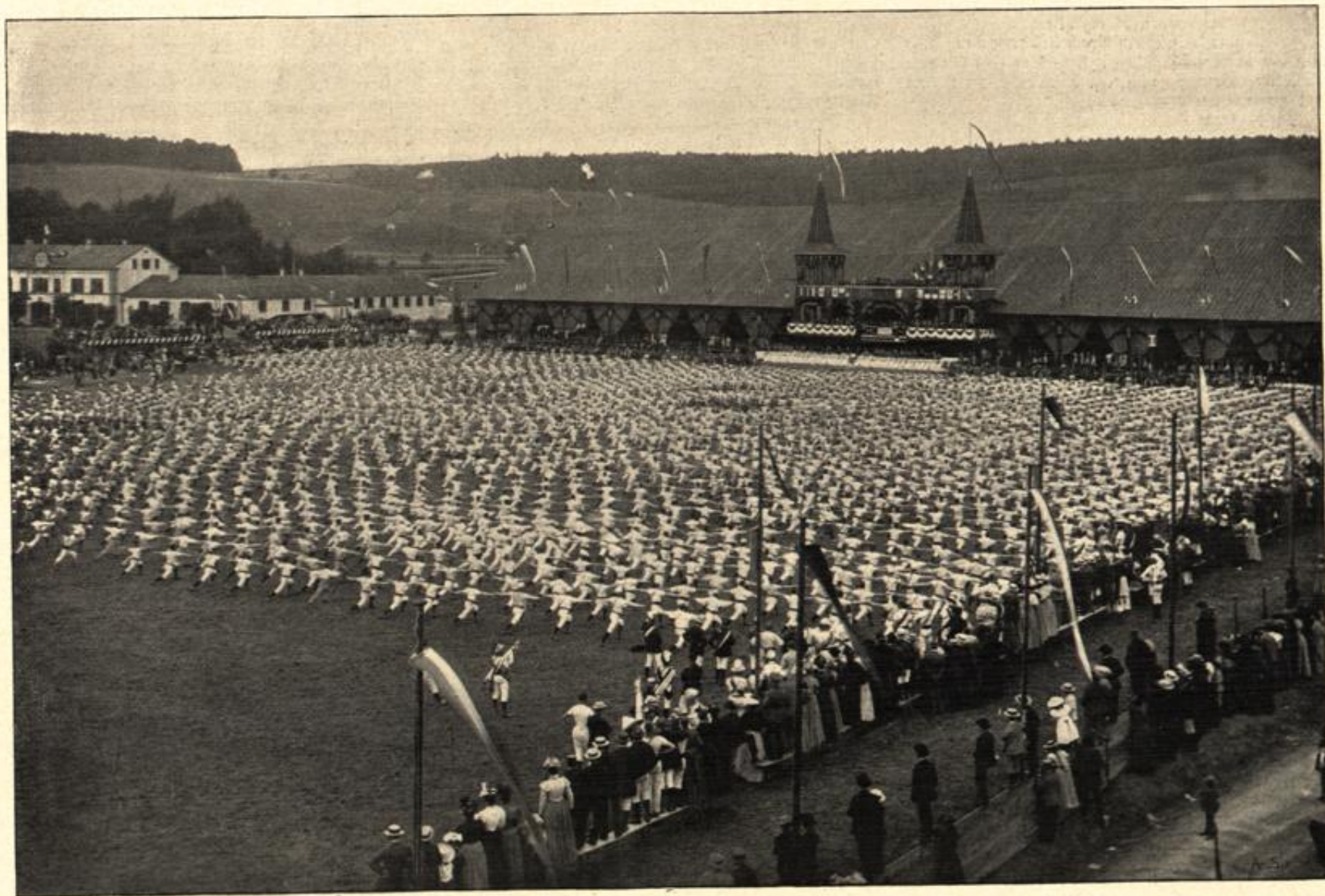
Sektionsübung am Red.



Sektionsübung am Pferd.



Sektionsübung am Barren.



Allgemeine Freiübungen; im Hintergrund die Festhalle.

Das Eidgenössische Turnfest in Schaffhausen vom 24.—27. Juli. Nach Momentaufnahmen von E. Koch in Schaffhausen.



Wohlgeleitete Bergpartie. Originalzeichnung von H. Holler-Lingke.

erbeten und die Nacht nicht geschlafen hatte, schien für die Pferde kein Auge zu haben. Kaum daß er bisweilen den Kopf seitwärts wendete, wenn eines der Tiere in Kurierzugsgewindigkeit an der Barriere vorbeistreifte. Rätchen sah wohl die Pferde herankommen, aber auch ihr schien das oft beobachtete Schauspiel gleichgültig.

„Sie sind ganz anders geworden, Durchlaucht,“ sagte sie trübe, „ich denke oft, Sie müssen krank sein, wirklich.“

Er schüttelte den Kopf, dann sagte er:

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Fräulein Rätchen. Ich wollte, ich wäre in diesem Frühjahr öfter hier heraus gekommen. Nicht wahr, Sie wohnen jetzt ganz hier draußen in der Villa?“

„Ja.“

„Ist es nicht bisweilen langweilig? Was fangen Sie die ganzen Tage hindurch an?“

„Wir spielen Ball oder reiten, oder arbeiten, es giebt immer etwas zu thun.“

„Wer: wir?“

„Vater und ich, und Herr Konrad Gert. Außerdem haben wir die Eisenbahn, und mit unsern Trabern kommen wir in einer Stunde nach Berlin.“

„Ja, das ist richtig, kaum eine Stunde. Wenn ich in Rußland wohnen würde, zum Beispiel auf Gremowo oder auf Reichenberg, hätte ich zwanzig Stunden Fahrt bis Moskau und dreißig bis Petersburg. Das ist nicht auszuhalten, nicht wahr?“

„Wollen Sie denn nach Rußland?“

„Ich weiß es nicht.“

Sie sah ihn ängstlich an. Ein so trüber, hoffnungsloser Ausdruck malte sich in seinem Gesicht, daß ihr immer heiterer Kinderfimmel eine Ahnung von nahe aufsteigendem Unheil empfing.

Plötzlich zuckte er brüst die Achseln:

„Und wenn auch! Was schadet es! Ob ich da in der Einsamkeit lebe oder hier, es ist ja alles ganz gleichgültig.“

Nur um etwas zu sagen, fragte sie:

„Nicht wahr, Sie sind in Rußland geboren und da auch aufgezogen?“

„Ja. — Meine Mutter war eine Fürstin Dolgoruki.“

Und immer in der banalen Form der Konversation, nur um keine neue Pause entstehen zu lassen, fragte sie weiter in gepreßtem Tone:

„Man sagt, die Russen sind ein sehr liebenswürdiges Volk, freundlich und weich.“

„Ja, weich,“ er nickte.

Da hörte man von den Tribünen her laute Zurufe, Rufe des Staunens und der Bewunderung. Rätchen schaute empor. Dann, aufgeregt und von dem prächtigen Anblicke hingerissen, vergaß sie alles, beugte sich vor und wies den Prinzen nach rechts:

„Sehen Sie da! Da kommt er!“

„Wer?“

„Coriolan!“

„Ah!“ Und auch der Prinz vergaß für einen Moment die Sorgen seiner Zukunft und schaute mit weit offenen Augen dem Pferde entgegen.

Ja, „Coriolan“ kam. Auf zweihundert Schritte hatte das scharfe Auge des Mädchens ihn erkannt, wie ein Sturmwind segte er daher.

Im runden Hut, grauen Paletot, braunen Handschuhen und Reitgamaschen sah Mr. Graham, Hoppegartens berühmtester Jockey, auf dem Goldfuchs im Sattel. Dicht hinter ihm ritten zwei seiner Kollegen mit Peitsche und vollen Händen, aber wie eine Statue, ohne es der Mühe für wert zu halten, nach ihnen sich umzuschauen, saß der Jockey auf dem Pferde, das mit kolossalen Sprüngen vor seinen Stallgefährten über den elastischen Rasen flog.

Rätchen klatschte in die Hände, das feine Gesichtchen vor Freude gerötet:

„Bravo, Coriolan! Bravo, Corry!“

Langsam stoppte Mr. Graham den Goldfuchs ab und ließ ihn dann trabend quer über die Bahn gehen.

Die Herren an den Tribünen waren in Aufregung:

„Ein phänomenales Pferd!“

Und jugendfrisch und elastisch sprang Brandes, die linke Hand leicht aufstützend, über die Barriere, um seinem Pferde nachzusehen und mit Trainer und Jockey die Konsequenzen des großartigen Probegalopps zu besprechen.

Als er an Rätchen und dem Prinzen vorbei kam, rief sie ihm zu:

„Papa!“

Und flüchtig kam er an die beiden heran.

„Was sagen Sie dazu, Prinz?! „Coriolan“ gewinnt in Hamburg das Derby, und kein anderer! Das wird der schönste Tag meines Lebens. Was man noch an Wetten bekommen kann, soll man nehmen, und zwar sofort.“

Er sah jung und glücklich aus wie ein Mann in den allerbesten Jahren, und freudestrahlend blickte Rätchen ihm nach.

„Kommen Sie, Durchlaucht, wir wollen auch zu „Corry“. Das ist ein zu liebes Pferd. Und fromm, er nimmt einem den Zucker aus der Hand wie ein Schoßhündchen.“

Als sie herankamen, ging der große Goldfuchs schon wieder in Deden gehüllt langsam und gravitativ im Kreise zwischen seinen Kollegen. Rätchen erkannte ihn trotz der Vermummung sofort:

„Corry!“

Sie war die einzige, die ihn so nannte, und augenblicklich wandte er den seinen Kopf und sah sie mit den großen, dunkeln Augen an. Sie nahm ihn am Zügel und geleitete ihn in die Mitte des Kreises.

„Du bist mein guter, lieber Kerl, aber Zucker habe ich nicht, den giebt's nachher. Wenn Mr. White es erlaubt.“

Mr. White, der mit den übrigen Pferden alle Hände voll zu thun hatte, kam doch einen Augenblick zu der Tochter seines Patrons, und auch Mr. Graham, der berühmte Jockey, trat heran und grüßte höflich. Sie hatten alle das kleine Fräulein Brandes gern. Hier in Hoppegarten, in der Villa des Vaters, war das Mädchen groß geworden. Die englischen Trainer und Jockeys hatten sie schon gekannt, als sie im kurzen Kleidchen auf ihrem ersten Pony traben lernte, und mit den Kindern der englischen Familien hatte sie gespielt und war mit ihnen aufgewachsen.

In seinem gebrochenen Deutsch lobte Mr. Graham den Goldfuchs:

„O, ein sehr gutes Pferd. Er kann gehen, sehr gut. Er kann gewinnen das Derby, es ist wohl möglich.“

„Ah, möglich!“ sie lachte; „mein „Corry“ gewinnt das Derby ganz sicher. Was, „Corry“, sicher?! Wenn Mr. Graham bis dahin nicht all sein Reiten verlernt, gewinnt nur „Corry“.“

Der kleine, elegante Engländer verzog sein diplomatisches Gesicht zu einem Lächeln:

„Was ist sicher, Fräulein Brandes? Auf dem Turf nichts. Aber man will es hoffen.“

Er grüßte Rätchen und den Prinzen, ließ sich auf ein andres Pferd heben und galoppierte davon. „Coriolan“ wurde wieder unter die andern eingereiht, langsam schritt die Schar der Pferde davon, und nun standen der Prinz und das Mädchen wieder einsam mitten auf dem weiten grünen Rasen.

Sie gingen eine Zeitlang ohne zu sprechen nebeneinander her. Immer noch zwitscherten oben die Lerchen und schienen mit der am Himmelsbogen aufwärts wandernden Sonne emporfliegen zu wollen, auf dem weiten, schattenlosen Grasplane wurde es trotz der frühen Morgenstunde schon beinahe heiß.

Endlich unterbrach er das drückende, fast unheimliche Schweigen:

„Wenn „Coriolan“ zum Derby geht, werde ich nicht dabei sein.“

Erstaunt blickte sie ihn an: „Sie nicht? Nicht zum Derbyrennen?“

Er blieb stehen und sah ihr ins Auge:

„Fräulein Rätchen, ich habe diese Unterredung seit Tagen herbeigesehnt, und ich wollte, ich wäre schon eher zu Ihnen heraus gekommen. Es giebt keinen Menschen auf der Welt, dem ich — ja — wie Ihnen alles sagen möchte. Bei Gott nicht.“

Er bot ihr, fast zaghaft, seine Hand, und ohne sich zu zieren, nahm sie die Hand.

„Ich stehe allein auf der Welt, Fräulein Rätchen, ich habe niemand, dem ich mich je hätte anvertrauen können, und das seit vielen Jahren. Vielleicht wäre ich sonst anders geworden. Ich hatte auf niemand Rücksicht zu nehmen, und meine eigne Person kümmert mich nicht. Sie werden es vielleicht schon wissen, Fräulein Rätchen — denn die andern Leute sind über uns hinaus meist besser instruiert als wir selbst — ich stehe vor dem Ruin.“

Sie antwortete nicht. Mit großen, starren Augen blickte sie ihn an, als wäre das gar nicht möglich, was er da sagte.

Kein größerer Kontrast als das blühende Mädchen mit dem Flieder am Hut und der blasse Mensch in dem unfleischamen Zivilanzuge, die Augen zu Boden gerichtet, ganz ohne Energie.

Da fand sie endlich Worte:

„Papa wird Ihnen helfen, ich spreche mit ihm, noch heute, sofort.“

„Nein.“ Er schüttelte den Kopf. „Ich bin ihm bereits zu mehr verpflichtet, als ich auf Jahre hinaus gutmachen kann. Und dann richtete er sich auf. Ein leiser Rest von Männlichkeit rüttelte ihn empor:

„Sie haben mich falsch verstanden, Fräulein Rätchen. Ich wollte nichts von Ihnen erbitten, ich wollte nur —“ er nahm ihre Hände, „sagen, daß — daß es mir sehr weh thut, von Ihnen — fort zu müssen. Sie waren immer sehr lieb zu mir, die einzige.“

Glutrot färbte sich ihr Gesicht, ihre Hand blieb in der seinigen, aber ihre Augen wandten sich in mädchenhafter Schen zur Seite und schauten über die Wiesen.

Ein einziges Wort jetzt von ihm, und sie wäre ihm in die Arme geeilt, sie hätte ihm gesagt, wie sie immer ihn geliebt, und wie sie jetzt die Sorgen ihm verschonen wollte.

Als er vor Jahren zum ersten Male in das Haus ihres Vaters gekommen, war der junge Prinz von Reichenberg freilich ein anderer Mann gewesen als heute. Ein Zug von Ritterlichkeit lag über seinem Wesen, das Gesicht war noch nicht verwüstet, und in seinen Augen blühte die Jugend. Den Prinzen von damals hatte das kleine, halberwachsene Mädchen in das unberührte Herz geschlossen, und der Enthusiasmus der ersten und einzigen Liebe hatte nicht sehen wollen oder sehen können, wie das Bild des Mannes sich langsam änderte, und wie Schatten darüber hinzogen. Und war ihr doch bisweilen dieser Wechsel zum Bewußtsein gekommen, so verstärkte das weibliche Mitleid die Liebe, die immer wartete und harnte, hoffnungslos, und vielleicht gerade deshalb von unbezwingbarer Gewalt.

Der Prinz sagte das Wort, das ihr Herz zitternd und bebend erwartete, nicht. Immer noch das Auge schen zur Seite gewendet, sah sie nicht, wie er einen Moment aufwallen wollte, wie er sich dann bezwang und, die Lider müde senkend, sich über die Stirn fuhr.

Ganz verändert klang seine Stimme, als er jetzt von neuem das Wort nahm; fast gleichgültig, wie die jemandes, der sich von einer sentimentalen Regung hinreißen ließ und das nun möglichst rasch verweisen möchte:

„Sie dürfen die Sache nicht allzu sehr tragisch nehmen, Fräulein Rätchen. Man geht in die Verbannung, und vielleicht kommt einmal der Tag, da man zurückkehren darf. Jeder ist seines Glückes Schmied. Wenn ich von Berlin und Deutschland fortgehe, so bedaure ich das nur um weniger Menschen willen. Aber zu denen gehören Sie und Ihr Vater.“

Sie hatte ihre Besinnung wieder gefunden und ging jetzt schweigend an seiner Seite. Da that ihm das Mädchen leid, und er nahm — nie fähig, einen Gedanken oder einen Entschluß scharf durchzuführen — ihre Hand im Gehen leise in die seine und schritt nun neben ihr durch den Kiefernwald. Allenthalben sah man die Spuren der kleinen runden Hufe von Rennpferden, die langsam marschierend sich in die Nadeln des Bodens eingedrückt hatten. Nahe am Waldrande, wo die Rennbahn sich hinzog, galoppierten bisweilen Pferde vorbei, deren Hufe dumpf trommelnd auf den Rasen schlugen, ganz in der Ferne hörte man das schrille Pfeifen einer Lokomotive.

Nur noch einmal kamen sie flüchtig auf ihr Gespräch zurück:

„Also es ist gewiß, daß Sie Deutschland verlassen? Schon bald?“

„Ich weiß es nicht. Es giebt Menschen, die noch bis zum letzten Moment hoffen, zu denen gehöre ich.“ Er lachte kurz auf: „Die immer Lust haben, an Wunder zu glauben. Das Leben ist ein Jahrmarkt, wie Thackeray sagt.“

Sie gingen bis Dahlwitz, bogen dann rechts ab und trennten sich in der Nähe des Bahnhofes. Wieder preßte er ihre Hand, von seinem lächerlichen, unmännlichen und unfeinen Mitleid gefangen genommen, als hätte er ihr etwas abzubitten, und als sollte dieser Händedruck sagen:

„Ich weiß, daß du mich lieb hast, aber wir können nun einmal nicht zusammen kommen, trotzdem es mir miserabel geht, darf ich nicht zu dir hinabsteigen. Du bist ein liebes, gutes Ding, aber nicht wahr, es geht doch nicht.“

Sie verstand das nicht. Thränen standen ihr im Auge, und als sie allein durch den Park schritt, suchte sie eine stille Laube und weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt.)

Hundeverkäufer am Graben in Wien.

(Bild S. 94.)

Der ältliche Herr im Hintergrunde, mit dem zerkrümelten Zagerhut auf dem Kopfe, mit dem jovial überlegenen Lächeln, wie er da steht, den Seidenpinscher emporhaltend, die andern Hunde und Hündlein an der Leine haltend, gehört zu den bekannten Figuren am Wiener Graben. Man darf wetten, daß aus einer seiner Rocktaschen noch der Kopf eines Diminutiv-rattlers oder Mopjes hervorragt. Gewöhnlich hält er seinen ambulanten Markt in der Gegend des Trattnerhofes ab; selten verirrt er sich bis in den Schatten von St. Stefan.

Er grüßt seine Bekannten, Kunden und Gönner freundlich; aber seine „Ware“ preist er nicht an; er hat es nicht nötig; sie ist da, sie lobt und preist sich selbst. Aber er hat einen scharfen Blick für die Hundeleuner und Hundefreunde, und just in diesem Augenblick ist sein Blick auf eine stattliche Matrone gefallen, die mit einem herzlichen Lächeln des Wohlgefallens seinen Seidenpinscher bedauert. Mit einer erstaunlichen Geduld läßt er seine Hunde von alt und jung streicheln, betastet und prüfen. Jede dieser Prüfungen beweist ja, daß es keinem seiner gut geratenen Züglinge einfällt, die Zähne zu zeigen oder gar

zu heißen. Die aufgeregte Gouvernante und das zappelnde Baby können ohne Furcht und Bangen feine kleine Dogge bei den Ohren fassen. Dabei muß hervorgehoben werden, daß unser Händler oft über sehr gute, sehr schöne „Ware“ verfügt. Mitunter sieht man unter seiner Obhut echte Kaffeekunde; mitunter ganz ausgeglichene Exemplare. Ob sie sein Eigentum sind, oder nur, durch irgend eine Schicksalsfügung, vorübergehend in seinen Besitz gelangt — das ist sein Geheimnis. An einem Tage tritt er mit seinen Müßeln (in Wien Moppler genannt), an einem anderen Tag mit ausgefuchst schönen Foxterriers, an einem dritten mit jungen, feinen Hühnerhunden oder sogar mit einem echten Stichelhaarigen auf. Dann wieder erscheint er mit einer ganzen Kollektion, so wie Meister Gauze ihn dargestellt hat.

Es würde unsern Mann niemals einfallen, schlechte oder gar gefälschte Ware auf den Markt zu werfen. Er weiß, daß zu viele Kenneraugen ihn überwachen. Auch dürfte er gewisse Tricks, die wohl von französischen und italienischen Hundehändlern angewendet werden, als unter seiner Würde, verachten. Wer sich in Paris oder in Florenz oder Rom bei den „Firmen“ umgesehen hat, die den treuesten Freund des Menschen in die Elaverei zu verkaufen pflegen, der weiß, daß manche dieser Herrschaften sich nicht scheuen, einen Pinscher rosarot oder einen weißen kleinen Pudel blau zu färben. Nein, dergleichen hat man in Wien noch nicht gesehen. In Wien ist gewiß auch manches gefälscht, leider auch oft die Nahrungsmittel; aber gefälschte, das heißt gefälschte Hunde, das würde dem Wiener über den Späß gehen. Er sieht nicht einmal gerne die Stutzungen bei einigen Katzen; er liebt das Tier in seiner natürlichen Verfassung, und er hat recht. Der kleine, ambulante Hundemarkt am Graben repräsentiert eigentlich eine kleine Vorprobe, eine Andeutung von dem „Material“, welches in Stadt und Land vorhanden ist, und welches man auf jeder Hunde-Ausstellung, sei es in der Gartenbau-Gesellschaft oder in der Rotunde im Prater, gelegentlich bewundern kann. Unser Mann ist auch nicht der einzige Händler mit der vierfüßigen Ware, der in der Nähe der Pesthäule auf dem Graben auftaucht. Er hat Konkurrenten, die er aber nicht ernst zu nehmen scheint, auch wenn sie sich noch ein so gewichtiges Ansehen zu geben trachten. So bedauerlich auch die Sache klingt, so ist doch nicht zu bestreiten, daß es einen unternehmenden Jüngling, der im Moment keine andere Beschäftigung hat, gelingen mag, irgend einen herrenlosen Rattler oder Moppel von der Straße aufzulassen und sofort aus freier Hand, mit samt der obrigkeitlichen Hundemarkt, den Vorübergehenden zum Kauf anzubieten. Gewiß, so wenig diese Möglichkeit zu bestreiten ist, so gewiß ist auch die Zuverlässigkeit des Urteils unsers Händlers, daß er die p. t. Rattler oder Moppel sofort als gestohlenen Gut erkennt, und sein Rechtsgesühl ist ein derart ausgeprägtes, daß er im Hande ist, einen solchen unwürdigen und gewissenlosen Konkurrenten anzuhaken und eigenhändig einer hohen Obrigkeit zu überliefern.

London am Sonnabend.

Edela Küst.

Der Londoner Sonntag ist heute nicht mehr ganz so übel wie ehemals vor zwanzig, dreißig Jahren, als man es geduldet hat, daß ein Mensch noch keine Zeitung und beileibe kein Buch, es wäre denn die Bibel, lesen, wo der Knoder (Thürklopper) nicht gehört werden durfte, da es nicht respektabel war, am heiligen Tag Besuch zu empfangen; als eine Handarbeit vorzunehmen für gotteslästerlich, und ein Spaziergang nach der Kirche, selbst auf dem Lande, für Sonntagschändung galt. Ja, diese gestrengen Herren haben mindestens in London ausgereizt. Man ist bereits so weit fortgeschritten, daß Sonntagsblätter erscheinen, daß man sie kauft, und daß es in der Lebensmittel für guten Ton gilt, nach der Kirche im Hyde Park die „Church-Parade“ (Kirchen-Parade) abzuhalten. Der Anblick der neuesten Toiletten wird somit auch denen nicht entzogen, die sich nicht in die Kirche finden.

An schönen Pensions- und Sommer-sonntagen wagt sich auch bereits die gute und beste Gesellschaft zu Wagen, per Eisenbahn und Boot aufs Land hinaus nach Richmond, um im Hotel „Star und Garter“ (Stern und Rosenband) auf der schönen, die Themse überschauenden Terrasse den Thee und das Souper zu nehmen; nach dem köstlichen Kew-Gardens mit seinen Riesengewächshäusern, und sonst, soweit die Ufer der Themse schauenswert sind, bis weit, weit hinter Oxford Road, reitet, wampft und rudert alles, was sich an Gottes freier Natur erfreut und resolut alten Etikettenswang abgeschüttelt hat.

Und wird man erst so weit sein, daß man am Sabbat die Galerien öffnet, wie es von vielen lebhaften gefordert wird, dann wird unter der Regierung des Prinzen von Wales dereinst auch der dramatischen und der leichter geschürzten Muse Thür und Thor aufgethan werden.

Vorläufig aber entschädigt der Londoner und der Ausländer sich für den besonders im Winter sehr verlorenen Sonntag durch den „Saturday-Spree“ (Sonnabend-Bummel).

Der vornehme Mann und vor allem die vornehme Frau der obersten Kreise, für die jeder Tag der Woche ein „spree“ ist, hält sich von jeder Sonnabendbelustigung fern. Daher sind selbst private Gesellschaften an diesem Abend nicht statthaft, und an Theater, Konzert, Ausstellungen oder gar an das Reit- und Spaziervergnügen im Hyde Park zwischen fünf und sieben Uhr denkt man nur mit Schaudern und Achselzucken.

Alle diese Herrlichkeiten bleiben sozusagen am Sonnabend für den Lädner und die Lädnerin reserviert. Alle Bureau und großen Läden schließen zwischen zwei und drei Uhr, und Oxford- und Regent-Street nebst Umkreis sehen sich gar nicht mehr ähnlich, so glanzlos, ausgestorben, nur papier- und schmutzbestreut liegen sie da; aber die die ganze Woche hindurch in den strahlenden Establishments schmachtenden bevölkern nun, mit ihrem wöchentlichen Salär ausgerüstet, die „rotten row“ und die Promenaden zu Fuß und auf gemieteten Gaul. Auch was sich sonst alles die übrigen fünfzehn Tage plagt, Lehrer, Lehrerinnen und andre gebildete Berufsmenschen, alles tummelt sich in Kunststätten und Belustigungsorten, und die Restaurants sind geradezu überfüllt.

Doch das eigentlich charakteristische Gepräge giebt dem Sonnabend der Abend auf der „High-Street“ oder deren allernächster Umgebung; ein Bild, wie man es bunter und kurioser wohl in der ganzen Welt nicht auf diese Stunde zusammengedrängt findet.

Hier auf der Hauptverkehrsader jedes Bezirks und jeder Vorstadt, auf der großen Fahrstraße oder deren bestem Seitenarm entwickelt sich der Sonnabend-Abend-Markt zur höchsten Blüte; und nur das Zentrum des Westens erblickt dieses Schauspiel nicht.

Aber da lohnt es eine Wanderung durch die High-Street von Whitechapel zu machen, wovon man nicht den geringsten Schrecken zu fühlen braucht, solange man sich nicht abseits der schönen, langen, breiten Straßen in die benachbarten Slums (Hintergassen) verliert, denn es giebt einen viel schlimmeren Bezirk als das durch die Morde international-verrückte Whitechapel, er heißt „Seven Dials“; da darf sich wohl kaum jemand ohne starke polizeiliche Dedung blicken lassen.

In Whitechapel wohnt zwar das trostlosest Elend, aber auch, und wohl zum größeren Teil, das gut situierte, ehrlich arbeitende Völkchen, das London zu seinen Millionen und Milliarden verhilft.

Welch ein Leben hier um den fliegenden Kram, um die unzähligen großen Handwagen, aus denen die wild im Wind flackernden Benzin- und Pechfackeln emporragen!

Für welchen Spottpreis kann man da einkaufen, sieht man sich über die Sagen hinweg, die sich an Ursprung und Aufbewahrung dieser „fliegenden Waren“ knüpfen. Die faustgrosse Ananas, die in zivilisierter Umgebung für zehn Mark kaum zu haben ist, wird aus der Fülle dem glücklichen Käufer für einen Bob (1 Schilling) ausgehändigt. Erdbeeren bis zwölft Mark pro Pfund für zwanzig bis sechzig Pfennig, köstlicher Lachs, zwei Mark fünfzig Pfennig das Pfund, für sechzig bis achtzig Pfennig.

Wahrscheinlich steht man vor Marktsaufbruch die ganze Karre unter Wasser, das auf dem Wege zum Ziel langsam absinkt und so allem Gähren ein frisches, duftiges Ansehen giebt, daß man sich fast versucht fühlt, zu vergessen, daß die Karre mit Inhalt in irgend einer entlegenen Spelunke übernachtet hat, wo sie, ein paar Bretter darüber gelegt, dem Besitzer als Schlafstelle dient; in einer Atmosphäre, wie nur fast licht- und luftlose, mit alt und jung überfüllte Räume Londoner Slums sie zu produzieren vermag.

Und daß diese Gerüche auf Tatsachen beruhen müssen, beweist der Umstand, daß man in Gegenden wie Tottenham-Court-Road oder in besseren Vorstädten von dritten Personen darauf aufmerksam gemacht wird, daß Smith, Jones oder Robertson ihre Waren über Nacht da oder dort im Schuppen oder Stall stehen haben, und die also Beleumundeten finden denn auch vor allen andern in besseren Häusern reißenden Absatz; besonders aber in den „möblierten“, die ihre Mieter ganz oder wenigstens am Sonntag beköstigen.

Der kleine Mann, mit seinem Wochenlohn in der Tasche, läßt seiner Phantasie nicht weiter die Zügel schießen, sondern sieht sich die Dinge mit fröhlichen Augen an und kauft, was er kann, für seine Alte ein, damit sie für ihn und die Kinder am Sonntag ein fettes Menü vom Stapel lassen kann, und damit der Sonnabend-Abend-High-Tea (Thee mit gebratenem Fisch, gebadenem Schinken, Eiern oder einer andern guten Ausnahmestückchen) zur Zufriedenheit aller Beteiligten ausfällt. Denn die Kinder sind besonders auf diesen schönsten Abend versessen, und so viel wird an „Tosy“ (Bonbons) die ganze Woche hindurch nicht verschnabuliert als an dem göttlichen Sonnabend, an dem Vater mit Geld und guter Stimmung nach Hause kommt.

Da fällt dann gleich etwas für Jung-England ab, und selbst Kinder der besseren Stände umlagern dann den fahrenden „Gismann“ oder den Läden aller „süßen Geschäfte“.

Besonders bevorzugt von jung und alt sind auch die Wagen mit Kastanien frisch vom Rostofen oder roh, dann die fliegenden „Shrimps“ (bei uns kleine Seebraten genannt) und — o Greuel! die „Wincles“, eine Art Schnecken, die mit langen, eigens dazu im Handel florierenden Stednadeln aus ihrem schwarzen Häuschen herausgezogen werden. Auch eine in flacher, offener Schale, à la Natives (Auster), und selbst echte,

wenn auch vielleicht schon etwas müde Auster werden gleich an Ort und Stelle portionenweise mit Del, Zitronenscheibe und großem Behagen aus der Welt geschafft.

Hinter all diesem Gaumenkittel stehen auch die ambulanten „Kunsthändler“ nicht zurück mit alten Büchern, Bildern, Teppichen und andern Pretiosen, deren Wert zuweilen weder Händler noch Käufer ahnt; und doch soll schon manch ein Kenner, der das Tohuwabohu nicht scheute, dort ein kostbares altes Porzellan unter allerhand Plunder hervorgezogen und für ein paar Groschen erstanden haben.

Praktisches Porzellan (oder vielmehr, was man so Porzellan nennt), Küchentram, Hausiergut und ein redegewandter „Schmeißweg“ haben guten Zuspruch, wie der Kotosnuffport, der im Sommer überall und zu allen Tageszeiten längs den Ufern der Themse, gewöhnlich in Nachbarschaft von Karussell und russischen Schaufeln, eine Hauptattraktion für das einfache Publikum ausmacht; trotzdem bei dem Werfen mit der Kotosnuff nach einer aufgespießten halben Ruß (etwa dreimal für einen Penny = zehn Pfennig) im günstigsten Falle immer nur wieder eine Kotosnuff als Gewinn herauskommt.

Mit das glänzendste Geschäft sollen freilich am Sonnabend die „Onfels“ (Pfandleiher) machen, deren symbolische drei im Triangelzeichen prangende Kugeln dem Suchenden von allen Ecken entgegenleuchten, um ihm zu bedeuten, daß er „zwei zu eins wetten kann, daß er das, was er hineinträgt, nicht wieder herausholt“.

Man kann gar nicht fehlgehen in London: geradeaus die Kirche, rechts die Kneipe, links der Onfel oder umgekehrt — des Londoner Lebens ewiger Dreiflang immer harmonisch bei einander.

Am Sonnabend leeren sich Onfels Warenhäuser, und seine Kasse füllt sich; von Montag ab wandern die Krebse wieder langsam, aber sicher ein.

Die Theater spielen am Nachmittag und Abend wie bei uns am Sonntag; einen billigeren Platz zu ergattern (ein Parterreplatz kostet dort 10 bis 12 Mark), ist schwer, und einen unnummerierten zu erreichen, mit Lebensgefahr verknüpft, denn Engländer und Engländerin zweiten Grades haben die Ellbogen nicht nur zur Zierde am Körper.

Daß die Spezialitätenbühnen, das sehr vulgäre Aquarium, Madame Tousseau (Panoptikum) am Sonnabend florieren wie nie, versteht sich von selbst, und der unwiderstehlichste aller Klavierhumoristen, Grossmith, bringt auch groß und klein halb ums Leben durch seine zwerchfellerschütternde Komik.

So bereitet sich London auf den Sabbat vor, pränumerando sich schadlos haltend für den der Ruhe geweihten Tag des Herrn.

Gedgenössisches Turnfest in Schaffhausen.

(Bilder S. 84.)

Ein blauer Himmel, eine lachende Sonne grüßten die Turner, den Festplatz, die alte Stadt Schaffhausen, als am Sonnabend den 24. Juli das große nationale Fest begann. Städtliche Turnerscharen hatte die Schweiz entsandt, und die bunten Banner der Kantone flatterten. Aber auch das Ausland war zahlreich auf dem Plane: Frankreich, Italien, aus dem deutschen Reich zogen unter ihren Fahnen die Vereine: Augsburg, Bayreuth, Kassel, Kolmar, Donaueschingen, Schweier, Heidelberg, Karlsruhe, Lindau, Mannheim, Mülhausen, München, Regensburg, Straßburg, Stuttgart, Tübingen, Ulm und andre. Oesterreich war durch Turner aus Bregenz und Budapest vertreten. Um Punkt vier Uhr setzte sich der gewaltige, sechsstausend Mann starke Festzug in Bewegung, um fünf Uhr war er in Reich und Glied auf dem Festplatz, wo er sich vor der Festhütte aufstellte. Nach begeisterten Ansprachen begann das Turnen in Sektionen, und der Fahnenburg wurden die zahllosen Fahnen anvertraut, die sie kaum zu fassen vermochte. Aber die Ordnung des rauschenden Festes gab doch der Sonntag. Viele Tausende von Zuschauern hatten nicht endenwollende Extrazüge aus nah und fern gebracht, und in den Straßen wimmelte es von Festgenossen. Schon früh vor fünf Uhr mahnen sich die Turner im Wettkampf. Sektionen, Kunst, Nationalturnen lockte. Die gewaltigste Zuschauermenge versammelte jedoch der Nachmittag auf und um den Festplatz. Da wurden nach Musik mit staunenerregender Sicherheit und Glätte die allgemeinen Freiübungen unter der Leitung von Michel-Lausanne und Ritter-Zürich vorgeführt. Eine wunderbare Leistung der Gesamtproduktion, die zu Verfallstürmen hinriß! — Am Dienstag den 27. Juli schloß das Fest, der zeitweise etwas bedeckte Himmel war der turnerischen Arbeit günstig und führte die hohe Freude durch Regen nicht. Kanonendonner rollte. Die dreißig reizenden Ehrenjungfrauen in Weiß mit roter Schärpe zogen auf die Estrade vor der Festhütte, den Lorbeerkranz in der Hand. Dann wurde auf Deutsch und Französisch das Urteil der Kampfrichter verkündet. Die Bannerträger der Vereine traten hervor, die Fahnen kentten sich vor den Ehrenjungfrauen, der Turnierdank — ein Lorbeerkranz — wurde um die funkelnden Fahnenpfeile gelegt. Jedesmal hallte von neuem der Ehrensalut der Geschäfte, die Musik spielte. Dann verließ der schnell geordnete Festzug den Festplatz, wo sich die edle Turnerei so glänzend bewährt.



Königsgeier beim Mahle. Originalzeichnung von August Specht.



Photogr. Aufnahme von H. Lehmann in Trautenau.

Strassenbild aus Marktschendorf in Böhmen.



Photogr. Aufnahme von Otto Hübner in Guben i. V.

Straße in Guben (Pruß.).

Hochwasser in Schlesien und Oesterreich.

Der Sommer des Jahres 1897 steht unter dem schlimmen Zeichen der Hagelschläge, der Wolkenbrüche — und des Hochwassers. Die schrecklichen Verheerungen, unter denen Württemberg blutet, waren der Beginn einer trostlosen Reihe sich immer steigender, grauiger Verwüstungsmonente. Am wildesten hat wohl die Zerstörungswut der Naturgewalten in der letzten Hälfte des Juli über Sachsen, Böhmen, Schlesien getobt. Da war es nicht das plöglch, ungeahnt hereinbrechende schwere Geschick, das in wenigen Minuten fast Millionen an Wert zerstörte, das mit Eisklumpen die wogenden Felder begrub, die Bäume mit Blüten und Frucht rasierte, die Häuser zertrümmerte — da war es das langsam, unaufhaltbar, unerbittlich sich entwickelnde Geschick. Vielleicht ist das grauiger, lähmender als das plöglche. Im

Riesengebirge war der Hergang folgender. Am 28. Juli begann ein Landregen, der gleichmäßig stärker wurde, die hohen und niederen Regionen des Gebirges mit der gleichen Wasserflut überschüttete. Die Flüsse, die Bäche stiegen beängstigend, aus jeder Bodenspalte rieselten Rinnale zu Thal. Am 29. jagten die Wasser gurgelnd in übervollem Bette dahin; gierig leckte die Welle an Brücke und Damm. Das hatte man schon manchmal erlebt, und wenige hegten Besorgnisse. Aber der Regen strömte ohne Unterlaß weiter, im schweren, erdrückenden Grau lagen die Thäler, durch deren Flußläufe Holz, Steine, schwere Felsen hoch von den Bergen her trieben und dumpf dann sich fortrollten. Dann kam die Nacht, eine Fiernenlohe, dunstige Nacht, wo man nichts vernahm als die niederrauschenden Regenwasser, das Toben der Wogen und das Krachen der Blöcke, die im Strom sich weiterwälzten. Alles bangte und hoffte. Da trat nach Mitter-

nacht den 30. Juli die Katastrophe ein. Die Massen mitgeführten Gesteins stauten sich, die Wogen brachen über Ufer und Damm in wilder Verwüstung. Die erbarmungslose Naturgewalt trat in ihr Recht, sprengte die Brücken, raste gegen die Häuser, riß alles weg, was ihren Verwüstungszug kreuzte. Brücken, Stege, Balken jagten auf der lehnigen Flut dahin, die Menschen, Tiere, Häuser, Aeder in grauigem Gurgeln verschlang. Wo sonst das grüne Thal sich dehnte, da wogte jetzt ein wildes Meer, wo blühende Ortschaften gestanden, ragte zerstörtes Mauerwerk, Sparren, Gebälk aus der Wasserwüste. Die Ueberschwemmung, die zum Glück nur wenig Menschenleben kostete, hat die Aeder verhandet, die Wiesen zerstört, das Vieh ertränkt. Der Schaden beträgt viele Millionen und trifft vor allem den kleinen Mann. Ueberall ein Bild des Grauens, des Jammers, wie unsere Momentaufnahmen zeigen.



Strassenbild aus Schmiedeberg.

Nach einer photographischen Aufnahme von Jentz & Tschisch in Berlin.

Die Mandragora.

Aus den serbischen Bergen

Hugo Alphonse Revel.

Anbarmherzig brannte die Sonne auf den nackten Karst, dessen gigantisch wild übereinander geworfene Felsmassen sengende Glut ausstrahlten und durch ihren Reflex das Auge erblinden machten. Endlos wälzte sich der schwarze Wurm der in Doppelreihen marschierenden Division, welche seit zwei Tagen das Sommerlager von Revesinje abgebrochen hatte, um zu den Corpsmanövern abzurücken. Die Lüne marschierte noch unten im polje, dessen grüne Wiesen und buschiges Gestrüpp uns mit Sehnsucht nach Leben und Natur erfüllten, — indes wir an der Tete bereits in unausgerichteten Reihen mühsam den Weg zwischen dem Geröll suchten und unser Auge weit und breit nichts entdeckte als baumlose Felsenmeere, die bald höher anstiegen, bald wieder sich zu einem Kessel ausbuchteten, während hoch oben ein schwarzer Streifen uns andeutete, daß dort das urwaldähnliche Dickicht beginne, wonach wir schmachteten, um nur dieser erbarmungslosen Glut zu entgehen. Denn, wenn auch Raft gebelassen wurde und sich die ermattete Mannschaft erschöpft in den Schatten eines Felsens hinlagern wollte, so trieb sie doch wieder der glühende Stein in die Höhe, so daß sie sich an ihre Gewehre lehnten oder im Stehen einschließen, bis einer oder der andre vor Erschöpfung niederrasselte. Und weit und breit kein Wasser, kein Quell, kein Tümpel! So sehr man auch der Mannschaft einschärfte, mit den mit Ejfig vermischten Wasservorräten sparsam umzugehen, so waren sie doch längst schon alle vertrocknet. Selbst wir Offiziere, die längst von den Pferden absteigen mußten, hatten nur noch spärliche Wein- oder Limonadereserven. Und vor den Leuten wollten wir nicht trinken, um sie nicht noch mehr zu entmutigen. Wir mußten mit ihnen das harte Schicksal teilen, trockenen Gaumens und stieren Blicks maschinenmäßig weiter das Geröll zu überklettern, bis uns endlich nach fünfständigem Steigen auf weggelosem Terrain der Urwald aufnahm. Trotz der schon ziemlich ansehnlichen Höhe, 1800 Meter, standen da noch Eichen- und Buchenriesen, welche dichte Lianen zu einem unentwirrbaren Netz verflochten, so daß die Pioniere ganz gehörig zu arbeiten hatten, um uns halbwegs einen Weg zu eröffnen. Wie jeder ging und wo er stand, fiel ein Mann nach dem andern in den Schatten dieser Baumtitanen und ächzte mit halboffenem Mund und geschlossenen Augen nach Wasser. Da kamen einige Herzegowiner in ihren Leinwandfitteln mit rotem Turban und rotem Behs (Leibgurt) daher und versprachen, etwas Wasser um Geld und gute Worte zu bringen. Man gab ihnen die Feldflaschen, schickte einige Soldaten mit ihnen, die ebenfalls eine Unmasse von Feldflaschen trugen, und nach einer Stunde kamen sie mit den angefüllten zurück; es war nur Tümpelwasser, eine graugrüne, warme Masse, die erbärmlich roch; doch man leerte mit Gier diesen Sumpf und atmete für einige Minuten wieder auf. Andre Eingeborene, die ein Geschäft zu machen hofften, kamen allmählich herbei, gleich unseligen Waldgeistern — da weit und breit kein Dorf, kein Han (Gehöft) zu erblicken war —, und verkauften diesen Tümpelschlamm bis zu zwanzig Kreuzer die Flasche. Aber man gab es ihnen, um nur etwas den Gaumen anzufeuchten. An Essen dachte keiner; dazu war jeder zu müde. — Nach anderthalb Stunden ertönte das Signal „Vorwärts“, und weiter ging der Kampf durch das Dickicht. Nach mehrständigem Steigen ging es dann wieder bergab, gegen Salom zu, wo ein Gendarmeposten stand und die Gegend anfang, den Charakter des Todes etwas mehr abzulegen. In Serpentinengängen ging es hinab in eine Schlucht, an deren beiden Seiten die Bergwände beinahe senkrecht aufstiegen, aber — mit Grün bekleidet waren. — Endlich gegen sechs Uhr abends kamen wir an ein leicht dahinfließendes Flüsschen, dessen Name mir entfallen ist. Raum war das „Halt“ geblasen worden, als sich die lange, auf der Poststraße befindliche Schlange auflöste und jeder trotz Ermüdung an das Ufer lief, so schnell er konnte. Bauch an Bauch lagen sie am Flußrand, und gierig das erfrischende Raß in sich schlürpfend. Es bedurfte all unserer Energie, die Mannschaft wieder in Reih und Glied zu bringen und die Ordnung wiederherzustellen. Als der Wurm sich weitererschlangelte, erschollen sogar an unsrer Tete lustige Soldatenlieder, und trotzdem wir nach Ruhe lechzten, verflogen die weiteren zwei Stunden, nach denen wir endlich in Joinica anlangten, wo wir übernachten sollten.

Es war ein enges Thal, mit niedrigen Seitenwänden, die nur Vorboten waren der hinter ihnen nur wieder um so jäher ansteigenden Berggründen; an der Chaussee, welche etwas höher gebaut war, lag eine ziemlich große Gendarmekaserne, die die einzige

Behausung auf Stunden vorstellte. Dort wurden die Generalität und Offiziere untergebracht, indes die Mannschaften im Thale, auf den sich zwischen Chaussee und jenseitigem Gelände ausbreitenden Wiesen, ihre Pyramiden ansehten und im Freien kampierten. Ich und zwei Kameraden wurden als Vorhut eine Stunde weit vorangeschickt mit meiner Compagnie und bezogen auf einem wundervollen Punkt unsere Feldwachen.

Endlos weitete sich vor uns das Gebirgs Panorama, in ewiger Ruhe schweigend, indes der Halbmond langsam emporschwamm und Sterne zu glitzern begannen. In Montenegro liegende Gletscher glühten noch in brandigem Rot, die andern Bergriesen lagen in schwarzlichem Blau. Nach Osten zu öffnete sich die Gebirgskette, und man hatte freien Ausblick auf weite Ferne; was es war, wußten wir nicht, doch, daß es schön sein mußte, das ahnten wir. Ab und zu glitzerte es weit, weit unten, und durch den Stecher glaubten wir einen See zu sehen; ich behauptete, es sei der weiche See, meine Kameraden sagten nein. Wer recht hatte, blieb unentschieden bis heutigen Tags. Doch, je höher die Mondsichel rückte, desto deutlicher sahen wir in ihrer Begleitung eine unheimliche Wolkenswand, deren wattiger Rand von Silber gefaßt schien. So ein Gewitter auf einem fahlen Hochplateau gehört nicht zu den angenehmsten Eindrücken, weshalb uns diese Wand etwas inkommodierte. Doch unser Koch brachte soeben die Menageschalen mit aufgewärmten Konserven und einer kräftigen Polenta, die der Kerk famos zu bereiten verstand. Wir ließen unser Zelt aufschlagen, breiteten unsere Lagerdecken aus und begannen zu essen, zu trinken und zu rauchen. Das Zeltbarch vorn war emporgeschlagen, so daß wir immer noch den Blick auf der nach und nach erblühenden Gletscherwelt ruhen lassen konnten. Auf Bitten meines Burischen ließ ich Rocel auch im Zelt schlafen, da mir dieser schlaue und couragierte Burische geradezu unentbehrlich wurde und ich seine Wagensgegend sehr bequem als Kopfkissen benutzen konnte.

Gerade hatte Rocel abgeräumt, als ein furchtbarer Windstoß über das Plateau segte, die Laternen von der Zeltwand ins Innere schleuderte, so daß die Gläser — alle vier — kaputt waren, und beinahe das Zelt mitgerissen hätte. Rocel beschwerte noch die Zelthalter mit Steinen und stützte sie mit Baumstäben, so daß unsere Behausung ziemlich sicher schien. Schlechter hatten es freilich die armen Teufel, die draußen im Freien unter ihre Mäntel gekauert lagen und die Vora über sich hinwegsetzen ließen. Glücklicherweise waren unsere Pferde beim Train in Joinica geblieben.

Da zerriß ein vielstimmiger, greller Feuermoment die dichte Dunkelheit, darauf ein furchtbares Knattern und Prasseln und langanhaltender, murrender Donner, der hundertfaches Echo fand, so daß es schien, alle bösen Geister seien losgelassen. Dazu prasselte der Regen, mit Graupen vermischt, auf unser Zeltbarch nieder, daß wir unsere Worte nicht mehr verstehen konnten. Rocel, der kaltsblütige Stoiker, büßte ruhig die Innenwände der Zeltwand, daß der Regen nach unten Abfluß fände und nicht nach innen herabtropfte. Bald war um uns der reine Herenjabbat los, wir waren wie in einem Feuermeer gebadet. Der Sturm heulte und rüttelte, der Donner brüllte, alle Augenblicke schlug es rechts oder links ein in der Anhöhe — es war wirklich abscheulich unheimlich, wenn auch großartig. Doch um das letztere zu finden, kam ich damals nicht zum Bewußtsein. Das fand ich erst nach einigen Wochen.

Endlich ließ das Höllenwetter nach, um sofort von neuem wieder zu beginnen. Auf meinen Stoßseufzer: „Herrgott, das hört ja gar nicht auf!“ meinte mein philosophischer Burische: „s wird auch aufhören, Herr Lieutenant.“ Allmählich wurde es ruhiger, die Blitze zuckten rascher und bläulicher, ohne zu donnern, die Pausen wurden länger, aber die großen Blitze und ihr Donner prasselten und brüllten womöglich noch mehr. Der Regen strömte hernieder, und trotz Zelt und trotz Rocels Bürsten waren wir naß bis auf die Knochen. „Wird schon wieder trocken werden,“ meinte mein Ganymed.

Eben war wieder eine Pause eingetreten, und wir warteten mit nervöser Unruhe auf einen neuen Jovistahl, als in unsrer unmittelbaren Nähe ein furchtbares, wahnwitziges Gelächter aufschlug, das circa dreißig Sekunden andauerte, bis es in einem heiseren Röcheln erstickte. Gleichzeitig sprangen wir drei auf und rissen unsere Revolver heraus. Das hatte aber so grauenhaft und markerschütternd geklungen, daß man dabei und bei dieser Scenerie in solcher Nacht leicht wahnsinnig hätte werden können, wie weiland König Lear. Selbst Rocel schüttelte es grausend, und er sagte: „Psui Teufel“ und spie aus.

Wir schlichen hinaus, mit geladenem Revolver, gingen die Compagniezüge ab, überzeugten uns, daß niemand fehlte, und nahmen die Versicherung der Unteroffiziere entgegen, die sämtlich wachten und auch entsetzt waren über das unheimlich gräßliche Lachen, daß von unsern Leuten sich keiner gerührt hätte. Ich

entzündete zwei Patronen, ließ die Feldwachen revivieren; alle hatten es gehört, aber niemand etwas gesehen.

Da zuckte wieder knatternd eine Feuergarbe nieder, von betäubendem Krachen und Grollen begleitet; und als sich der Donner in den Schluchten verlor, erscholl abermals dieses schreiende, gellende Lachen, diesmal von links, ganz nahe bei uns, so daß wir alle wie gelähmt waren. Mein Kamerad Gustav R... gab Feuer nach der Richtung; ich hörte nur sein von Zorn und Angst wildes Atmen, und gleich darauf nochmals das gräßliche Gelächter, aber nur kurz, als ob es von jemand käme, der in eine Höhle stiege, dann war alles ruhig. Auch das Wetter war vorüber, die Wolken segelten an der Sichel vorüber, und ehe es ein Uhr morgens war, leuchteten die Sterne am unbewölkten Zenit.

Wir gingen in unser Zelt, doch keiner fand den Schlaf. Jeder hörte noch dieses entsetzliche Lachen, wofür wir uns keine Erklärung wußten. Gustav behauptete, es sei das Knarren eines Baumes gewesen, der sich durch den Sturm in einen andern verfangen hätte; doch er glaubte es selber nicht. Da bemerkte ich erst, daß mein Kopfkissen fehlte; Rocel war nicht da. Ich ließ durch einen wozak (Gemeiner) eine neue Laterne hereinbringen, zündete sie an und fand — dank ihrem Scheine —, daß wir drei sonderbar bleich ausluden. Doch der Bleichste sollte noch kommen. Es war Rocel, der auf allen viere in ins Zelt gekrochen kam und uns mit verstörten Gesichtszügen bat, die Lampe auszupusten. Wir thaten's, da wir wußten, daß der Bengel nichts ohne Grund verlangte.

Nun erzählte er uns in seinem Slavischdeutsch, daß er sich nach jener Richtung fortgeschlichen habe, wo das Lachen erschollen sei, nicht ohne heftiges Herzklopfen, was wir ihm alle verzeihen mögen. In der Nähe eines Baumes habe ein Mann von großer Statur auf der Erde gekauert, den Turban vom Kopfe gerissen und mit den Fingern in der Erde gewühlt. Er habe fortwährend einen Namen vor sich hin gemurmelt, den er aber nicht hätte verstehen können. Dann sei er wieder flach auf die Erde gefallen, und — so viel er im Leuchten der Blitze sehen konnte — war es ihm gewesen, als hätte er in die Erde gebissen. Als er sich wieder emporgerichtet, sei sein langer, weißer Bart voll brauner, feuchter Erbkumpen gewesen, die ihm ein schreckliches Aussehen verliehen hätten. Dann griff er wieder nach rückwärts, nahm einen schmutzigen, vom Regen durchweichten Beutel zwischen die Beine und wühlte darin herum, indem er das gewisse gräßliche Lachen von sich gab. Da habe er ihn plötzlich erblickt und sei zitternd auf ihn zugekommen, mit vorn auf der Brust gekreuzten Armen, und hätte ihn auf serbisch gefragt, ob seine Verfolger nah wären. Darauf habe er ihm eine Handvoll Wurzeln gegeben, die er aus dem Beutel nahm, und ihm geraten, allen denen, die ihm teuer wären, drei bis vier solche Wurzeln zu essen zu geben. Dies heile jede Krankheit. Dann sei er, wie von Furien verfolgt, davongeraunt und im Dunkel verschwunden.

Zitternd gab mir Rocel die Wurzeln, die einen süßlichen, betäubenden Geruch ausströmten. Wir machten Licht und besahen uns die Dinger. Sie glichen kleinen Rüben und waren verkrüppelt, so daß sie einer schenkelähnlichen Frage ähnlich sahen, besonders Rindsköpfen. Ich kannte sie nicht, doch mein Kamerad, der in der Botanik sehr bewandert war, erklärte sie für die Wurzeln der Mandragora vernalis, einer zur fünften Klasse erster Ordnung des Linnéschen Systems gehörigen Pflanzengattung, deren Gift ein sehr starkes, der Belladonna ähnliches sein sollte. Wie ich später erfuhr, machten die Türken aus den beerenartigen Früchten, die um Pfingsten vom Stengel abfielen und sonach reif waren, viele Medikamente, die sie mit vielem Erfolg verwendeten.

Wir nahmen mehrere Laternen und gingen, von Rocel geführt, an die Stelle, wo er den wahnsinnigen Alten verlassen hatte. Doch er war verschwunden. Nur der vom Regen durchweichte Turban lag noch neben einem frisch gegrabenen Erdloch. Wir suchten noch über eine Stunde nach allen Richtungen. Der Alte blieb verschwunden. Am nächsten Morgen rückten wir weiter, so daß uns keine Zeit zu weiteren Nachforschungen blieb.

Die Geschichte ließ mir aber keine Ruhe. In Mostar erzählte ich sie einem befreundeten Türken, Mohamed Biscovic, der den wahnsinnigen Jovo ganz genau kannte und ihn als einen feinsinnigen Serben bezeichnete, der in der Nähe von Joinica einen reizenden Han mit selten schönem Garten habe.

Bald darauf nahm ich mir eine Woche Urlaub und fuhr mit Mohamed per Post nach Joinica, von wo wir noch vier Stunden zu gehen hatten, bis wir an einen kleinen entzückenden Bergsee kamen, an dessen schweigenden Ufern das einem Schweizeridyll gleichende kleine Gut des Jovo lag. Ein kleiner, sorgfältig angelegter Garten mit Sonnenblumen, Feigenbäumen und einer Unmasse Mandragora ging bis an den See,

indes das kleine Haus an einen Felsen angebaut war und, entgegen den sonstigen Serbenhäusern, sehr reinlich ausah. Jovo empfing uns sehr freundlich, obwohl er mich anfangs mißtrauisch maß; doch beruhigte ihn Mohamed, der mich als seinen prijatelj (Freund) vorstellte. Er machte absolut nicht den Eindruck eines Wahnsinnigen; man hätte ihn eher für einen melancholischen Misanthropen gehalten, wenn sein schönes, blaues Auge traurig schwärmerisch über den See dahinschwefelte. In nächster Nähe weideten einige Ziegen und eine Kuh; sonst war kein lebendes Wesen zu erblicken. Bei Sorbet und schwarzem Kaffee und einigen Gläsern Rakia (einem aus Weintreibern destillierten, greulich schmeckenden Schnaps) erzählte er schlicht und einfach seine Geschichte, die ich etwas frei wiedergeben will, mich aber genau an die Erzählung haltend. Er erzählte seine Schicksale so gleichmütig, als ob es jemand ganz anders erlebt hätte. Nur gegen Ende flackerte sein Auge ängstlich und unruhig, als ob er vor etwas Gräßlichem Angst fühlte. Doch hören wir seine Geschichte:

In dem waldigen Gebirgskessel von Mof in der Nähe dieser malerisch gelegenen Stadt, deren Berge den Karstcharakter verlieren und bereits die Form und Bekleidung des Balkans annehmen, lag abseits der Chaussee, doch noch von derselben sichtbar, der reiche Bauernhof des Laruša Petric, in dem sich alle reichen Serben ihre mit echtem Gold gestickten Westen und die weichen weißen Kaschmir-Faltenröcke anfertigen ließen. Das Geschäft ging von selbst; des Laruša Bruder, Simona, führte das Geschäft, indes Laruša mit seiner ungemein voluminösen Gattin und seinem einzigen Sohne Jovo auf seiner Besitzung lebte. Der reiche Serbe thut den ganzen Tag nichts; die Frau eher noch, indem sie ab und zu die Cereca-Gewebe webt, spinnt oder kocht. Meistens befragt das aber auch die Dienerschaft, bis auf den „erno kabo“ (schwarzen Kaffee), den die Hausfrau keinem sonstigen Wesen zur Bereitung anvertraut.

In diesem Schlandrian wuchs auch der kleine Jovo auf, der für sein Alter sehr früh reif wurde und bald in den Kreis der Großen kam, die sich — als naiver Volksstamm — kein Blatt vor den Mund nahmen und alles sagten, was sie sahen, hörten und was eben in der Welt vorkam. Die aufgeweckte Phantasie des Knaben trieb ihn bald hinaus aus dem Einerlei des Hauses, wo er absolut keine Anregung fand; und dessen bedurfte er. Das ewige „igrati“ (ein Spiel, wobei man auf einem Bein hüpfend mit diesem einen Stein von einer Abteilung in die andre stoßen muß in einer zu diesem Zwecke in den Sand gezeichneten Figur, — ähnlich unserm „Himmel und Hölle“) wurde ihm bald auch langweilig, ebenso das Zarcawerfen (Schleudern ursprünglich eines Bod- (jarae) Schädels mit gestrecktem Oberarm, gewöhnlich aber großer, schwerer Felssteine), so daß der Knabe begann, in den Wäldern tagelang umherzuschweifen, und besonders zu einem alten, verrufenen Weib, der alten Baba, wie sie schlechtweg hieß, heimlich verschwand, von der er sich stunden- und tagelang die so tiefpoetischen Volksmärchen der serbischen Stämme vorerzählen ließ, sowie auch die unheimlichsten Gespenstergeschichten, die bei einem so abergläubischen Gemüt, wie es der Serbe hat, stets auf fruchtbaren Boden fielen. Er streifte mit der alten Baba zu allen Tageszeiten umher, erkletterte für sie die höchsten Felsblöcke, um ihr die oder jene Blume herabzuholen, deren sie zur Bereitung ihrer Zaubertänke bedurfte, und für jede Pflanze, jede Wurzel hatte sie eine romantische Erzählung bei der Hand, die bereits von Jovo beinahe alle gekannt wurden.

Besonders viel schwarze Beeren, die abgefallen im Moose lagen unter einer duftenden, kurzstieligen, fünfblätterigen Blüte und die selbst eigenartig nach Äpfel dufteten, sammelte das alte Weib, und auf Jovos Befragen, was denn das für Beeren seien, erklärte sie ihm, das sei die Mandragorawurzel. Sie wachse nur auf den Gräbern von armen Sündern, die hingerichtet worden waren. Man dürfe die Wurzel nie ausreißen, da sie dann einen Schrei ausstieße, der den, der es just hört, wahnsinnig mache. Auch habe die Wurzel erschreckende Ähnlichkeit mit einem Menschenantlitz, weshalb man sie nie anblicken dürfe; denn das seien böse Geister, die sich an denen rächen, die sie in ihrer Ruhe stören, dem Schlaf entreißen und wieder dem Lichte preisgeben.

Von allen Märchen hatte Jovo der Bericht über die Mandragora am meisten angezogen, und seitdem weigerte er sich, die Beeren aufzuheben, und wich schon jeder Stelle aus, wo diese sonst so harmlos aussehende Blume blühte. Zwar kam es ihm sonderbar vor, daß sie so massenweise zu finden war; doch der serbische Boden ist so blutgetränkt, daß es leicht stimmen konnte. Und wie jeder Aberglaube grundlos ist, so blieb ihm auch dieser Aberglaube haften, und sogar tiefer als manch anderer.

Laruša Petric gab seinen Jungen nach Mof, wo er die neuerrichtete Schule besuchen und Türkisch lernen mußte; denn damals war das Land noch unter türkischer

Oberherrschaft. Der rege Geist des Knaben vertiefte sich in die serbischen und türkischen Dichter, deren Poesie leider — da wenig übersetzt — nur zu sehr unterschätzt wird. Er fand neuen Stoff für seine empfängliche Phantasie und begann selbst, von den Heldenthaten seines Volkes begeistert, Gedichte zu machen (ob gut, weiß ich nicht zu sagen), die er dann oft des Abends bei der Tamburica kimmernden Klängen mit näselndem Sange vor versammelten und atemlos lauschenden Serben und Türken vortrug. Obzwar diese beiden Nationen niemals harmonierten, im Gegenteil fort und fort in Fehde lagen und miteinander gar nicht verkehrten, war doch Jovo bei beiden gleich beliebt, noch mehr sogar bei den Türken, zu denen dies schwärmerisch traurige Wesen des jungen Serben mehr paßte als zu den lebenslustigen, wilden Serben.

Trotz der vollkommenen Abgeschlossenheit der türkischen Frauen, die selbst mit Moslem-Jünglingen nur schwer Verbindung unterhalten können, war es doch einer ihres Stammes möglich, sich mit dem schönen Jovo in Liebe zu paaren und ein Verhältnis aufrecht zu erhalten, das beinahe zwei Jahre dauerte, ohne daß jemand davon eine Ahnung hatte. Doch so sehr auch diese beiden Menschenkinder ihre Liebe vor der Welt verheimlichen konnten, Allah wollte davon nichts wissen und ließ Leben sich regen unter dem Herzen der jugendlichen Gata.

Ehe noch ihre Eltern von der Sünde ihres Kindes Kenntnis hatten, entfloß sie mit Jovo, der sie in die einsame Thalschlucht von Joinica und sie an dem uns bekannten Häuschen am schwarzen See barg, das damals noch seinem besten Freunde Bogic gehörte. Die Flucht, die Strapazen, die furchtbare Angst vor Verfolgung hatte das zarte Geschöpf fürchterlich angegriffen, und kein rosiges Hauch mehr wollte sich auf Gatas bleiche Wangen legen, welche an dem dunkel-ernsten See, wohin selten ein Sonnenstrahl drang, immer bleicher und durchsichtiger wurden. Ob Bogic eine Ahnung hatte, daß Jovos Geliebte eine Türkin war, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls ahnte Bogics Schwester Hinka, daß etwas nicht in Ordnung sei, und beobachtete fortwährend mißtrauisch das junge Paar. Gata hatte wiederholt Jovo vor Hinka gewarnt, da sie ihr so unheimlich erscheine, doch Jovo lachte darüber und hielt Hinka für eine redliche Seele.

Als Jovo nach mehrtägiger Abwesenheit wieder in sein Heim zurückkehrte, war Gata nicht mehr. Sie hatte einem Knäblein das Leben geschenkt, doch sie sei gestorben, hieß es. Jovo behauptete in späteren Jahren, Hinka habe sie ermordet; zu konstatieren natürlich war es dann nicht mehr. Auch hatte sich keiner Mühe gegeben, jemals dem auf den Grund zu kommen, außer Jovo selbst.

Sein Schmerz um die Verstorbene grenzte beinahe schon an Wahnsinn. Gata war bereits von Bogic bestattet worden in nächster Nähe des Häuschens auf einem kleinen, längst verlassenem türkischen Gottesacker, der die Bergeshöhe hinaufstieg und von wo aus man einen herrlichen Ausblick auf die Thäler und das kolossale Gebirgs Panorama hatte. Wer jemals einen türkischen Kirchhof gesehen, wird stets den Eindruck der Verwahrlosung und Wildheit davongetragen haben. Nirgends ein Weg, Gräber an Gräber, bei den einen zugeworfene Hügel, bei den andern offene Gruben, dazwischen ein unentwirrbares Netz von blühenden Granat- und Dornrosenbüschen, durch welche liegende, gerabe- oder schiefe Grabssteine von Männern und Frauen (erstere am oberen Ende mit einem turbanähnlichen Aufsatz, letztere glatt oder spitzwinklig zulaufend) weißlich oder gelblich schimmerten; nirgends das geringste Zeichen der Pietät oder Heiligkeit. Gewiß hat es etwas eigenartig Malerisches an sich, schon romantisch fürs Auge, herzlos nüchtern für die Seele.

Jovo konnte daheim keine Ruhe finden und floh instinktiv die Schwester seines Freundes, welche ständlich kälter und feindseliger gegen ihn wurde, da er sie keines Blickes würdigte und sein Sinnen nur auf die Verstorbene gerichtet war. Tagelang rastete er in den Wäldern umher, schen die seltenen Menschen fliehend, lebte von Brot, das er mitgenommen hatte, und Wurzeln und Beeren, bis er erschöpft wieder den Heimweg antrat, um auf Gatas Grab zu übernachten. Um das Kind kummerte er sich nicht, er haßte es sogar und mied seinen Anblick.

Schwere Gewitterwolken zogen von Osten das Firmament empor, drückend heiß lag es auf der Natur. Jovo wälzte sich unruhig auf seinem Lager, er hatte von Gata geträumt, die ihn gerufen hätte, und von der längst vergessenen alten Baba. Er erwachte. Wie furchtbar schwül! Es hielt ihn nicht länger, er mußte hinaus in die sich durch Wolken verdunkelnde Landschaft. Er stieg über die Matten die Lehne hinan, bis er an den buschigen Kirchhof kam; da war es kühler. Schon begann der unmittelbar daranstößende mächtige Wald zu rauschen und die Stämme zu ächzen, schon hörte man entfernt das Grollen des Donners und konnte ein bläuliches Juden durch die anbrechende Dunkelheit sehen. Nur Jovo hörte und sah nichts und blickte

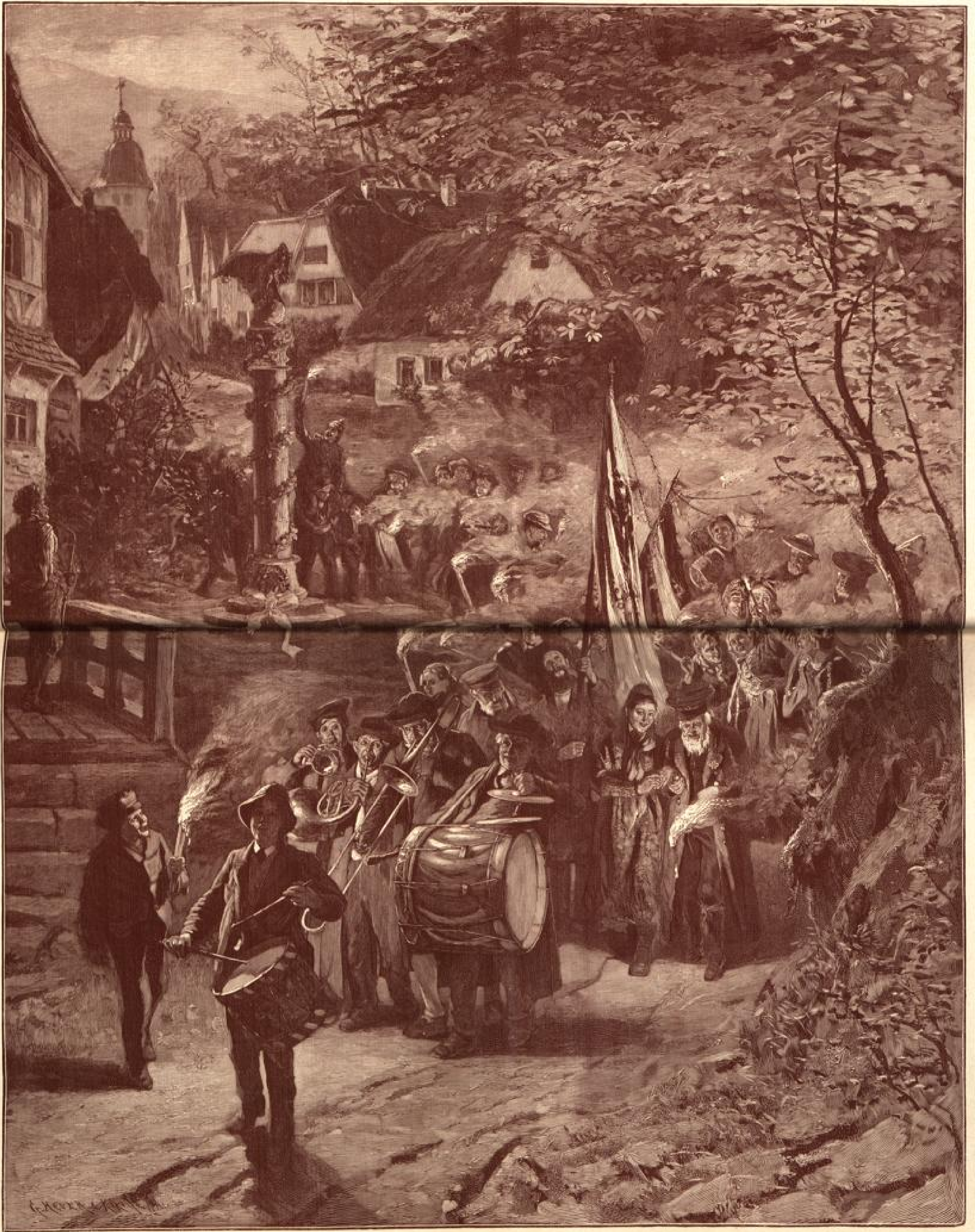
starr auf den nackten Hügel, unter dem die Reste des so heiß geliebten Wesens lagen. Da plötzlich wurde sein Blick starr und starrer es sträubte sich sein Haar vor Entsetzen, und ein zitternder Schauer eisiger Kälte lief durch den mächtigen Körper des Serben. Diese kleine fünfblätterige Blüte, die so stark duftete, deren Beeren auf dem Boden zerstreut lagen — es war ja Anfang Mai — war das nicht die Mandragora? Sollte sie denn nicht auf den Gräbern von Hingerichteten wachsen? Seine Kinderzeit fiel ihm wieder ein, die alte Baba, sein heutiger Traum wurde wieder lebendig, pfeilschnell jagten sich die Gedanken am Hintergrunde eines unbekannten Grauens vorüber. Gata hingerichtet! Der Gedanke wollte ihn nicht mehr verlassen. Von wem? Von Hinka? Er hatte es geahnt. Jedenfalls vergiftet. Oder von bog oder Allah? Weil sie heimlich ihre Eltern verlassen und die Koransregeln verlegt hatte? Nein, nein! Er wollte sie nicht sündig wissen, sie war rein, sie hatte nur ihm gehört, und auch der Vergangenheit wollte er kein Recht an der Verstorbenen gestatten. Die Mandragora, diese hündische Blume, mußte fort, samt der Wurzel, auf Gatas Grab durfte sie nicht blühen! Fieberhaft begann er in der Erde zu wühlen, ohne zu achten, daß das Gewitter mit vollster Gewalt über seinem Haupte stand, daß er umgeben war von einem tausendstimmigen Grollen und Brüllen der aufgeregten Naturfuren, — die Furien seines Innern waren noch wilder. Während des Grabens fiel ihm die Fabel vom Ausstoßen des Schreies ein, sobald er die Wurzel dem Boden entrisen haben sollte. Kinderei! Die Wurzel mußte heraus um jeden Preis. Gatas Grab mußte rein sein und bleiben. Endlich faßte er sie; sie saß tief und fest; noch ein Ruck. — Ein blendendes Feuermeer umgab ihn einen Augenblick, er hörte einen durchdringenden Schrei, hielt von sich gestreckt die Wurzel in der Hand, hinter der er ein menschliches Antlitz auf eine Sekunde zu sehen glaubte, dann ein betäubendes Knattern, und Jovo stürzte bewußtlos, hell auflachend zusammen. Er war wahnsinnig geworden.

Bogic, der erst lange nach dem Gewitter heimkam, fand das Haus verödet. Das kleine Mädchen, das durch den Garten dem See zu herabmurmelte, war ein wilder Giehbach geworden, der den ganzen Garten überflutete und grollend und rauschend unmittelbar am Hause herabbrauste. Außer Jovos Säugling, der ruhig schlummernd mit geballten Fäustchen auf dem Tische lag, war kein lebendes Wesen im Hause zu finden. Die Nacht brach an, und niemand lehrte zurück. Bogic legte sich zur Ruhe, als er im Nebenzimmer leise schlurfende Tritte hörte, dann war es ein Augenblick still. Plötzlich vernahm er Jovos Stimme brüllend und fluchend und vernahm die Worte: „Da bist du, verrückte Wurzel; das ist das Gesicht der Wurzel; ich erkenne dich, hündische Mandragora! Da! da!“ Bogic stürzte hinaus, doch es war zu spät. Der Wahnsinnige hatte sein Kind erdrosselt und war dann unter gräßlichem Gelächter hinausgestürzt.

Den nächsten Tag beflattete Bogic die kleine Leiche im Hügel der Mutter. Als er die Büsche auseinander teilte, um zum Grab zu gelangen, fand er unmittelbar hinter demselben die Leiche Hinkas, die jedenfalls der Blich erschlagen hatte, als sie Jovo tags zuvor nachgeschlichen war, ihn zu beobachten. Jedenfalls war es auch sie gewesen, die den Schrei ausgestoßen und deren Antlitz Jovo für das der Wurzel angesehen hatte. Bogic blieb nicht mehr lange in der Hütte. Jovo war nicht mehr zurückgekehrt, und Bogic war ihn suchen gegangen. Ihn zu retten? Ihn zu töten? Man weiß es nicht, denn bald darauf, im Guerillakrieg der Occupationstruppen Oesterreichs, soll er bei einem Gemetzel gefallen sein.

Jovo, als er zurückgekehrt war, hatte die Hütte verödet und verlassen gefunden. Er nahm sie in Besitz; niemand bestritt ihm denselben. So lebt er als Einsiedler und ewig Unmacheder an einem der schönsten Erdenflecke, die es wohl geben kann. Er weiß nichts davon. Jedes Gewitter läßt ihn wieder wahnsinnig auflachen und in der Erde nach Mandragora wühlen. So wird er wohl heute noch dort leben; vor sechs Jahren war er noch dort zu finden.

Jovo hatte mir in abgerissenen Stücken seine Geschichte nur bis zum Gewitter erzählt, worauf er anfang, abermals zu lachen, und uns verließ. Mohamed behauptete, er käme jetzt einige Tage nicht zurück; ein Warten sei vergebens. Den Schluß erzählte mir Mohamed, der besonders Bogic gut gekannt hatte. Er führte mich noch auf den malerisch überwucherten kleinen Kirchhof, doch Gatas Grab wühlte er nicht mehr. Er zeigte mir eines auf gut Glück, zuckte die Achseln, indem er sich eine Zigarette ansteckte, und meinte: „Moguće!“ („Vielleicht!“) Lachend lag die Sonne auf den saftigen Wiesen und den herrlichen Wäldern, dunkel-schwarz sah der See zu uns empor, und die Natur, die ewig wechselnde, verriet nichts mehr von der traurigen Geschichte Jovos.



Sedantanz in Thüringen. Nach dem Gemälde von W. Zimmer.

Wißglückte Bergpartie.

(Bild S. 85.)

Ich habe den Kigi nie erlommen. Darum ist mir auch die Enttäuschung eines vernebelten Sonnenaufgangs erspart geblieben. Aber die großen Enttäuschungen der Gebirgsfahrten blieben mir doch nicht erspart. Es sind ihrer mannigfaltige und viele, die den Sommerfrischler erwarten. Die schlimmste ist der Regen. Wenn man schon unter sonst trübselndem Raß in sein Gebirgsdorf einzieht — die Wälder liegen in schwerem Dunst, und was Wolke, was Gebirge, unterscheidet kein Adlerauge mehr — so denkt man resigniert: Schlimmer kann's nicht kommen. Die trockene Gaststube erscheint einem als angenehme Zuflucht, und einige Statbrüder werden wohl auch vorhanden sein. Viel ärgerlicher ist's, wenn eine köstliche Abendsonne bei unserm Familien-einzug über dem Thal leuchtet — die Felslinien dehnen sich unheimlich scharf, und der Nadelwald rauscht viele Versprechungen für morgen. Und wenn man dann mit beginnendem Tagesgrauen zur Bergfahrt auszieht mit der Gattin im hellen, regenundichten Kleide auf einem Fiel, mit den Kindern und dem felsenfesten Vertrauen auf einen unvergleichlichen Tag. Und wenn es dann ganz sanft vom Himmel zu rieseln beginnt, gar nicht ausdringlich, ganz bescheiden, als wenn der Regen sagen wollte: Es ist nur wegen des Staubes, meine Herrschaften. Und wenn es dann nicht aufhört, immer stärker wird, sich immer netter einregnet! Eine Stunde hält man aus, auch zwei, in verbissenem Glauben an eine Wandlung zum Guten, bis ein Familienmitglied findet, daß es „durch“ sei. Auch die Gattin hockt verzweifelt auf ihrem Zeller, der Sommerhut schützt doch nicht ganz. Nur dann entschließt man sich zur Einklein im nächsten besten Wirtshaus, von dem der Gelführer behauptet, es sei eine Viertel, während es eine und eine Viertelstunde weit ist. Bis man dahin gelangt, ist auch der letzte Teil von Humor verfliegen. Und was hinter einem dampfenden Grog hinterher wieder davon zum Vorschein kommt — das ist der Stiefbruder, der Galgenhumor. Ja, solch unterbrochenes Opferfest ist schrecklich!

Wenns im Pithal (Tirol).

(Bild S. 97.)

Von Imst, Station der Arlbergbahn, gelangt man in das Pithal, eins der schönsten Seitenthäler des Innthals, und zu den Gletschern der Oetzthaler Eismwelt. Der großartige Mittelberg-Gletscher ragt noch in das Thal hinein. Oberhalb dieses Gletschers, am Fuß der Wildspitze, der Königin der Oetzthaler Alpen, ist vor fünf Jahren die Braunschweiger Hütte (2759 Meter) in hervorragender Lage erbaut worden. Wenn nun der Schluß des Thaies mit den ringsum sich aufläumenden Schneespitzen durch seine Großartigkeit einen erhebenden Eindruck auf uns macht, so entzückt der Anfang des Thaies durch die herrlich grünen Thalwände mit ihren Wäldern, ihren schmucken Dörfern, Weilern und einzelnen Häusern. Das von der Künstlerhand M. Jeno Diemers gemalte Bild „Mondnacht bei Wenns“ zeigt uns einen der schönsten Punkte des unteren Pithales. Von der Fahrstraße schweift unser Blick auf das Dorf mit seinem schlanken Kirchturm und den Resten der alten Burg „Hirschberg“, einst Residenz der Grafen gleichen Namens. Am Ende des Dorfes ragt die runde Kuppel der alten Margaretenkirche empor. Von rechts mündet der Billerbach in die schäumende Pizja. Im Hintergrunde erheben sich die schneebedeckten Vorberge Söllberg, Schalenberg, Groß-Aisenpiz und andre. Um all diese Schönheiten in Ruhe betrachten zu können, hat der rührige Wirt des Gasthauses zum „Roten Ochsen“ in Wenns an den geeigneten Stellen Bänke „dem Wanderer zur kurzen Ruh“ bereitet. Daß nach des Tages Last und Mühen das liebende Herz einer Pithalerin eine solche Bank auch zu einem Stelldichein erwählt, zeigt uns das Bild des Künstlers. Richard Schudt.

Kinderlachen.

Wie durch ein Zauberwort war es zerstreut,
Was eben noch mein Herz bekümmert machte —
Verweht und fortgewischt — so sonnig lachte,
So herzensfroh mein kleiner Liebling heut.

Kein Ende fand sie ihrer Seligkeit,
Wie sie mit beiden Armechen mich umfangen;
Komm, sage mir, was ist denn vorgegangen?
Was hat dein kleines Herzchen so erfreut?

Ja, was es sei — sie kommt' es nicht erklären.
Vielleicht nur Gottes goldner Sonnenschein,
Und daß so süß die bunten Blumen wären.

Erhalt' dir Gott dein Glück, du Herzblatt mein!
Ach, könnt' mich doch dein holdes Beispiel lehren,
Wie du so anspruchslos und selig sein!

Kinderthränen.

Sie sagen, daß ihr keinen Kummer kennt,
Weil fremd die Sorge euren kleinen Herzen,
Und fremd der Gram um teurer Menschen Schmerzen,
Der schärfer noch als eigener Jammer brennt.

Sie weinte doch so heiß und schmerzlich heut,
Die holde Kleine, die mit Lust und Lachen
Es sonst versteht, das Haus uns hell zu machen;
Mein Liebling, sprich, was trägst du für ein Leid?

Herbrach das Puppenkind, das dir so lieb?
Ward dir verfaßt, was du so gern besaßest?
Denk nur, wie viel dir noch des Schönen blieb!

Nun lächelst du! Ich kann dein Leid ermessen!
Ob es dich gleich zu heißen Thränen trieb —
Wie bald ist es gestillt — wie schnell vergessen!

Gedwig Gräfin Ritzberg.

Unter dem roten Kardinal.

Schicksale eines Abenteurers.

Von

S. J. Weyman.

(Fortsetzung.)

In dem kalten Morgenlicht sah die Gaststube noch rauchiger, noch schmutziger, noch elender aus, als wie ich sie zuletzt gesehen hatte. Die Wirtin war nirgends zu erblicken. Es brannte noch kein Feuer. Kein Frühstück, nicht einmal ein Abschiedstrunk oder eine Schüssel mit Mehlsuppe war da, um das Herz zu erfreuen.

Ich blidte mich suchend um, der abgestandene Geruch der heruntergebrannten Lampe drang in meine Nase, und ich konnte nicht umhin, ein unbehagliches Grinsen von mir zu geben.

„Wollt Ihr mich mit leerem Magen fortschicken?“ sagte ich ärgerlicher, als ich wirklich war.

Der Wirt stand am Fenster, über ein Paar große, alte, vielfach geknickte Wasserstiefel gebückt, die er mit Unmassen von Fett geschmeidiger zu machen suchte.

„Mademoiselle hat kein Frühstück bestellt,“ antwortete er mit einem boshaften Grinsen.

„Na, das schadet nichts,“ versetzte ich großartig. „Ich werde ja mittags in Auch sein.“

„Wir wollen sehen,“ grinste er von neuem.

Ich verstand seine Bemerkung nicht, aber ich hatte an andre Dinge zu denken und öffnete die Thür und ging hinaus, um mich nach dem Stall zu begeben. Da begriff ich sofort alles. Die kalte Luft, durchtränkt mit der Feuchtigkeit des Waldes, strömte mir entgegen und drang mir bis auf die Knochen, doch war es nicht das, was mich schauern machte. Vor der Thür auf der Straße hielten zwei Männer zu Pferde, ohne ein Wort zu sprechen. Der eine war Elon. Der andre, der ein drittes Pferd am Zügel hielt — das meinige — war ein Mensch, den ich schon im Gasthaus gesehen hatte, ein rauher, struwelköpfiger, handfester Gefelle. Beide waren bewaffnet, und Elon hatte große Reitstiefel an. Sein Kamerad ritt barfuß und hatte sich einen rostigen Sporn an den einen Haden geschnallt.

Im Augenblick, wo ich sie sah, überkam mich eine ganz bestimmte, begründete Furcht, und diese war es, die mich schauern machte. Ich sprach sie jedoch nicht an, sondern ging wieder hinein und schloß die Thür hinter mir. Der Wirt war gerade dabei, seine Stiefel anzuziehen.

„Was soll das bedeuten?“ fragte ich heiser, obwohl ich die Antwort schon wußte. „Warum sind diese Männer hier?“

„Auf Befehl,“ erwiderte er lakonisch.

„Auf wessen Befehl?“ versetzte ich.

„Wessen?“ antwortete er grob. „Das ist meine Sache, Monsieur. Es genügt, wenn Sie wissen, daß wir Sie dahin geleiten werden, wo Sie uns nicht mehr schaden können.“

„Aber wenn ich nicht will?“ rief ich.

„Monsieur wird wollen,“ antwortete er kaltblütig. „Heute sind keine Fremden im Dorfe,“ fügte er mit einem vielstimmigen Lächeln hinzu.

„Wollt Ihr mich entführen?“ erwiderte ich voller Wut.

Aber hinter der Wut war etwas andres — ich will es nicht Furcht nennen, denn ein tapferer Mann weiß nicht, was Furcht ist — aber es war etwas nahe Verwandtes. Ich hatte mein ganzes Leben lang mit rauhen Patronen zu thun gehabt, aber diese drei sahen so grimmig und wild aus, daß es mich schüttelte. Wenn ich an die dunkeln Pfade und schmalen Durchgänge und Felsabhänge dachte, die wir passieren mußten, welchen Weg wir auch immer einschlagen mochten, konnte ich ein Zittern nicht unterdrücken.

„Sie entführen, Herr?“ antwortete der Wirt. „Nennen Sie es meinetwegen, wie Sie wollen. Eins aber ist sicher,“ fuhr er fort, indem er bedeutungsvoll seine Hand auf eine Radflinte legte, die er hervorgeholt und aufrecht an einen Stuhl gelehnt hatte, während ich an der Thür war; „wenn Sie den geringsten Widerstand versuchen, werden wir ihm zu begegnen wissen, hier sowohl als unterwegs.“

Ich holte tief Atem. Gerade das Drohende der Gefahr gab mir meine Besinnung wieder. Ich änderte meinen Ton und lachte laut auf.

„Also das ist euer Plan, was?“ sagte ich. „Na denn, je eher wir ausbrechen, desto besser. Und je eher ich Auch zu sehen bekomme und eure Rüden, desto zufriedener will ich sein.“

Er stand auf. „Nach Ihnen, gnädiger Herr,“ sagte er.

Wieder konnte ich einen leisen Schauer nicht unterdrücken. Diese neugebadene Höflichkeit erschreckte mich mehr als seine Drohungen. Ich kannte den Menschen und seine Art gut genug, um zu wissen, daß das nichts Gutes für mich zu bedeuten hatte.

Aber ich hatte keine Pistolen, nur meinen Degen und meinen Dolch, und ich wußte, daß Widerstand, im Augenblick wenigstens, mehr als zwecklos war. Ich ging daher, munter vor mich hinpfeifend, hinaus, und der Wirt folgte mit meinem Sattel und den Mantelsäcken.

Auf der Straße war niemand außer den beiden wartenden Reitern zu sehen, die hartnäckig gerade vor sich hin stierten. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und die Luft war rau, der Himmel grau, bewölkt und kalt. Meine Gedanken flogen zu dem Morgen zurück, an welchem ich das Riedlissen gefunden hatte — beinahe an derselben Stelle und zur selben Stunde, und einen Augenblick überkam mich ein tröstendes Gefühl, als ich an das kleine Paket in meinem Stiefel dachte. Aber die kurz angebundene Art des Wirts und das finstere Schweigen seiner beiden Gefährten, die mich noch nicht angesehen hatten, vertrieben es bald wieder. Einen Augenblick war der Drang, mich einfach zu weigern aufzusitzen, mich zu weigern abzureisen, beinahe unwiderstehlich; dann aber, das Hoffnungslose einer solchen Handlungsweise einsehend, die möglicherweise und sogar wahrscheinlich den Leuten die Gelegenheit bieten würde, auf die sie lauerten, unterdrückte ich ihn und trat langsam in meinen Steigbügel.

„Ich wundere mich nur, daß Ihr mir nicht meinen Degen abverlangt,“ bemerkte ich sarkastisch, während ich mich hinaufschwang.

„Wir fürchten ihn nicht,“ antwortete der Wirt ernst. „Sie können ihn behalten — vorläufig.“

Ich gab keine Antwort — welche hätte ich auch geben sollen? — und wir ritten im Schritt die Straße hinunter; er und ich voran, Elon und der struwelköpfige Mann hinterdrein. Die Langsamkeit der Abreise, der Mangel an Eile und Hast, die Gleichgültigkeit der Leute darüber, ob sie gesehen wurden oder was die Dorfbewohner dachten, alles beunruhigte mich und verstärkte das Bewußtsein, daß mir Gefahr drohe. Ich war sicher, daß sie Verdacht gegen mich hegten, daß sie so ziemlich errieten, weshalb ich nach Cocheforêt gekommen war, und daß sie nicht gewillt waren, sich an Mademoiselles Befehle zu halten. Am bedrohlichsten sah mir Elon aus. Sein mageres, boshaftes Gesicht mit den eingefunkenen Augen prophezeite nichts Gutes. — mir graute vor seiner Stummheit. Da war keine Gnade zu erwarten.

Wir ritten bedächtig dahin, so daß es beinahe eine halbe Stunde dauerte, bis wir den Gipfel des Hügels erreichten, von dem aus ich zuerst Cocheforêt gesehen hatte. Zwischen den Zwergeichen, von wo aus ich ins Thal hinabgeschaut hatte, hielten wir an, um unsere Pferde sich verschauen zu lassen, und man kann sich die sonderbaren Gefühle denken, mit denen ich die Landschaft überblickte. Aber mir wurde wenig Zeit gelassen, mich Gefühlen und Erinnerungen hinzugeben. Ein kurzes Wort, und wir ritten weiter.

Eine Viertelmeile weiter bog die Straße ins Thal, die nach Auch führte. Als wir etwa zur Hälfte den Abhang hinabgeritten waren, streckte der Wirt plötzlich seine Hand aus und ergriff meinen Zügel.

„Hier herum!“ sagte er.

Ich sah, daß ich in einen Nebenpfad einlenken sollte, der nach Südwesten lag. Es war eigentlich kaum ein Pfad zu nennen, denn die wenigen Spuren der Benutzung waren nur undeutlich zu sehen, und die Bäume traten bis in ihn hinein, und wohin er führte, wußte ich nicht. Ich hielt mein Pferd an.

„Warum?“ sagte ich widerpenstig. „Meint Ihr, ich kenne den Weg nicht? Der Weg, auf dem wir jetzt sind, führt nach Auch!“

„Nach Auch — ja,“ antwortete er barsch. „Aber wir gehen nicht nach Auch.“

„Wohin dann?“ sagte ich zornig.

„Das werden Sie schon sehen,“ erwiderte er mit einem bösen Lächeln.

„Ja, ich will es aber jetzt wissen!“ versetzte ich, indem mich die Leidenschaft übermannte. „So weit bin ich mit Euch zusammen geritten. Wenn Ihr mich aber weiter haben wollt, so müßt Ihr mir erst sagen, was Ihr vorhabt.“

„Sie sind ein Narr!“ rief er, wie ein bissiger Hund knurrend.

„Durchaus nicht,“ antwortete ich. „Ich will nur wissen, wohin ich gehe.“

„Nach Spanien,“ sagte er. „Sind Sie nun zufrieden?“

„Und was wollt Ihr dort von mir?“ fragte ich, und mein Herz schlug mir bis in die Kehle.

„Sie einigen Freunden von uns übergeben,“ antwortete er kurz, „wenn Sie sich anständig betragen. Wenn nicht, so giebt es einen kürzeren Weg, der uns viel Mühe ersparen würde. Entschließen Sie sich, Herr! — Was soll's sein?“

Am Pic du Midi.

Also das war ihr Plan. In einer Entfernung von zwei oder drei Stunden nach Süden zu erstreckte sich die lange, weiße, glitzernde Wand über den braunen

Wäldern von Ost nach West. Dahinter lag Spanien. War ich erst jenseits der Grenze, so wurde ich vielleicht, wenn mir nichts Schlimmeres geschah, als Kriegsgefangener zurückgehalten, denn wir lagen damals mit Spanien im Kriege als Bundesgenossen der Italiener. Oder man lieferte mich an eine der wilden Banden aus, die, halb Schmuggler, halb Räuber, die Pässe besetzt hielten; oder ich wurde — und das würde das Schlimmste von allem sein — den französischen Verbannten überlassen, von denen wahrscheinlich einer oder der andre mich erkennen und mir die Gurgel abschneiden würde.

„Es ist ein langer Weg bis nach Spanien,“ murmelte ich und mußte dabei, wie von einem Zauber gebannt, Glons Finger betrachten, die sich mit seinen Pistolen beschäftigten.

„Der andre Weg ist wohl noch länger,“ antwortete der Wirt grimmig. „Aber wählen Sie, und zwar schnell.“

Sie waren drei gegen einen und hatten Schußwaffen. Thatsächlich hatte ich keine Wahl.

„Na, wenn ich muß, dann muß ich eben!“ rief ich, eine entschlossene Sorglosigkeit heuchelnd. „Nur los! Also nach Spanien. Es ist ja nicht das erste Mal, daß ich die Haidalgos sprechen hören werde.“

Die Leute nickten, als ob sie andeuten wollten, daß sie schon vorausgesehen hätten, wie es kommen würde; der Wirt ließ meinen Hügel los; und im nächsten Augenblick ritten wir den schmalen Pfad in der Richtung nach den Bergen zu hinunter.

In einem Punkte fühlte ich mich erleichtert. Die Leute beabsichtigten keinen Mord, und ich brauchte nicht zu fürchten, wie ich anfangs gethan hatte, daß sie mir bei der ersten besten Gelegenheit eine Kugel durch den Rücken jagen würden. Trotzdem, wenn ich mich jetzt von ihnen über die Grenze bringen ließ, war mein Schicksal besiegelt. Allein, ohne Empfehlungsschreiben oder Bedeckung inmitten der wilden Banditen, von denen in Kriegszeiten die asturischen Pässe wimmelten, konnte ich mich glücklich schätzen, wenn mir wenigstens noch ein leichter Tod zu teil wurde. Ich konnte fast mit Bestimmtheit voraussagen, wie es mir ergehen würde. Ein einziges bedeutungsvolles Kopfnicken, ein einziges leise geflüstertes Wort, und diese Wilden würden verstehen, was man von ihnen wollte, und die in meinem Stiefel verborgenen Diamanten würden weder der Kardinal noch Mademoiselle je zu sehen bekommen — nun, mir konnte es dann gleichgültig sein, wer sie befame.

Während diese Gedanken mir durch den Kopf gingen und die andern sich in ihrer wortlosen Weise unterhielten oder mir in mein finsternes Gesicht grinsten, ließ ich meine Augen über die braunen Wälder schweifen, ohne jedoch viel davon zu sehen. Das rote Eichhörnchen, das den Baum hinaufkletterte, die aufgeschreckten Wildschweine, die grunzend von ihrer Wast wegkamen, den einsamen Reiter, der uns begegnete, bis an die Zähne bewaffnet, und nach Norden weiterritt, nachdem er leise ein Wort mit dem Wirt gewechselt — all das sah ich wohl. Aber ich schien weit fort von dem allem zu sein. Ich grub und wühlte herum wie ein gehetzter Maulwurf nach einem Ausweg, wo ich entkommen konnte. Denn die Zeit drängte. Der Abhang, den wir hinaufritten, wurde immer steiler. Dann kamen wir wieder in ein nach Süden führendes Thal und ritten es langsam hinauf, wobei wir mehrmals einen schnell dahinschießenden Fluß zu passieren hatten. Die schneebedeckten Bergspitzen begannen allmählich hinter den aufsteigenden Hügeln zu verschwinden, die jetzt von allen Seiten so dicht an uns herantraten, daß wir stellenweise nichts weiter sehen konnten als die steilen, grünen, etwa zweitausend Fuß hohen, bewaldeten Wände unsers Thales, aus dem nur hie und da, zwischen den Tannen und Erlen, ein grauer, von Farnkraut und Epheu halbverdeckter Felsen hervorragte.

Es war eine wilde, düstere Landschaft selbst zu dieser Stunde, wo die Mittagssonne auf das dahinschießende Wasser schien und den Duft aus den Kiefern und Fichten sog; aber ich wußte, daß es noch schlimmer kommen würde, und suchte verzweifelt nach einer List, durch die ich wenigstens die Männer trennen konnte. Drei waren zu viel; mit einem konnte ich vielleicht fertig werden. Endlich, nachdem ich mein Hirn eine Stunde lang gemartert und mich beinahe dazu entschlossen hatte, einen plötzlichen Angriff auf meine Begleiter zu wagen — einen letzten verzweifelten Versuch —, fiel mir ein Plan ein, der, zwar auch gefährlich und verzweifelt, doch einige Aussicht auf Erfolg zu bieten schien. Er kam mir, als meine Finger, die ich in die Tasche geschoben hatte, die Reste des orangefarbenen Nischliffens berührten, die ich, ohne etwas Bestimmtes dabei zu denken, sorgfältig eingesteckt hatte. Ich hatte das Nischliffen in vier Stücke — vier Eden — gerissen. Während ich mechanisch damit spielte, kam ich mit einem Finger in eine derselben — sie paßte wie ein Handschuh; ebenso bei einem zweiten Finger. Da kam mir der Plan.

Ehe ich jedoch an die Ausführung denken konnte, mußte ich mich gedulden, bis wir anhielten, um die müden Pferde zu füttern und zu tränken, was um Mittag herum am Ende des Thals geschah. Dann, unter dem Vorwande, daß ich aus dem Flusse trinken wollte, gelang es mir, eine Handvoll Kiesel aufzuraffen, die ich gewandt in derselben Tasche verbarg, in der die Stücke Zeug lagen. Als wir wieder zu Pferde saßen, schob ich vorsichtig einen Kiesel in das größte Stück, aber nicht zu fest, und nun konnte der Versuch beginnen.

Der Wirt ritt zu meiner Rechten neben mir; die beiden andern Schurken folgten uns. Der Weg begünstigte hier meinen Plan, denn das Thal, in das alles Wasser von den fahlen Höhen floß, die sich zwischen den niedrigeren Hügeln und dem Fuß des wirklichen Berges hinzogen, war breit und flach geworden. Bäume gab es hier nicht, und der Pfad war nur ein gewöhnlicher, mit kurzem, krausem Gras bedeckter Schafweg, der abwechselnd diesseits und jenseits des Ufers entlang lief.

Ich wartete, bis der rote Gefelle neben mir sich umgedreht hatte, um sich mit seinen Gefährten zu unterhalten. Im Augenblick, wo er das that und seine Augen von mir abwendete, holte ich das Stückchen Seide, in das ich den Kiesel gesteckt hatte, hervor, balancierte es während des Reitens sorgfältig auf meinem rechten Bein und schnippste es mit aller Kraft meines Daumens und Zeigefingers nach vorn. Es sollte ein paar Schritt vor uns auf den Weg fallen, wo man es sehen konnte. Aber meine Hoffnungen wurden getäuscht. Im kritischen Moment scheute mein Pferd, mein Finger traf das Stückchen seitwärts, der Kiesel flog heraus, und der Faden Seide flatterte in einen Ginsterbusch dicht neben meinem Steigbügel und war verloren!

Das war eine arge Enttäuschung, denn dasselbe konnte wieder geschehen, und ich hatte jetzt nur noch drei Stücke übrig. Aber die Glücksgöttin war mir hold, indem sie meinem Nachbar eingab, sich in einen hitzigen Streit mit dem strunwelköpfigen Mann über einige Tiere einzulassen, die auf einem entfernten Hügel standen. Er behauptete, es seien Steinböcke, während der andre sie für gewöhnliche Ziegen hielt. Er ritt deshalb fortwährend mit dem Gesicht von mir weggewendet, und ich hatte Zeit, einen zweiten Kiesel in das zweite Stück Seide zu stecken. Ich legte es wieder auf mein Bein, balancierte es eine Weile und schnippste es fort.

Diesmal traf mein Finger das winzige Geschöpf richtig in die Mitte, und es flog so weit und so gerade, daß es mitten auf den Pfad etwa zehn Schritt vor uns niederfiel. Sowie ich es fallen sah, gab ich dem Gaul meines Nachbarn einen Fußtritt in die Rippen; er scheute, und der Wirt, sich wütend umwendend, versetzte ihm einige kräftige Hiebe. Im nächsten Augenblick rief er es beinahe bis auf die Hacken zurück.

„Heiliger Nepomuk!“ rief er aus; er sah da und gloszte das Stückchen gelbe Seide mit feuerrotem Gesicht und offenem Maule an.

„Was giebt's?“ sagte ich, ihn meinerseits anstarrend.

„Was ist los, Dummkopf?“

„Los?“ plähte er heraus. „Mein Gott!“

Aber Glons Aufregung war noch viel größer als die des Wirts. Der Stumme hatte kaum gesehen, was die Aufmerksamkeit seines Kameraden erregte, als er einen unartikulierten und gräßlichen Laut ausstieß, vom Pferde mehr fiel als sprang und sich wie ein Tier auf das kostbare Stückchen Zeug stürzte.

Der Wirt war beinahe ebenso schnell. Im Handumdrehen war auch er vom Pferd und sah sich das Ding an. Ich dachte einen Augenblick, sie würden darüber in Streit geraten. Jedoch legte sich ihre Aufregung ein wenig, obgleich ihre Eifersucht aufeinander deutlich zu erkennen war, als sie entdeckten, daß das Stückchen Zeug leer war, denn glücklicherweise war der Kiesel herausgefallen. Dennoch gerieten sie in einen solchen Feuerzweifel, daß es großartig war, sie zu beobachten. Sie schnüffelten geradezu am Boden herum, wo der Faden Seide gelegen hatte, sie rissen das Gras aus und gruben den Boden auf und ließen ihn durch ihre Finger gleiten, sie liefen hin und her, wie Hunde auf der Fährte, und kamen immer wieder zum Ausgangspunkt zurück und warfen sich scheele Blicke zu. Keiner von beiden — so groß war die Eifersucht — wollte den andern dort allein lassen.

Der strunwelköpfige Mann und ich blieben auf unsern Pferden sitzen und sahen zu; er mit offenem Maule vor Erstaunen, und ich machte es ihm nach, so gut ich konnte.

Während die zwei den Pfad absuchten, ritten wir etwas beiseite, um ihnen Platz zu machen, und bei Gelegenheit, als mir keiner zusah, ließ ich das zweite Stückchen unter einen Ginsterbush fallen. Der strunwelköpfige Mann fand es bald und gab es Glon, und da kein Verdacht durch die Art des Findens gegen mich entstehen konnte, wagte ich das dritte und letzte Stück selbst zu finden. Ich hob es nicht auf, aber

ich rief den Wirt, und er stürzte sich darauf wie der Falke auf ein Huhn.

Sie suchten lange nach dem vierten Stück, aber natürlich umsonst, und endlich ließen sie ab und paßten die gefundenen drei zusammen; aber keiner wollte seine Beute aus der Hand geben, und jeder sah den andern mit mißtrauischen Blicken an. Es war ein sonderbarer Anblick, diese zwei in dem breiten Thal zwischen den sich bis zu schneeiger Dede erhebenden dunkeln Berggipfeln zu sehen — es war wirklich seltsam, diese zwei zu sehen — zwei Punkte inmitten dieser unermesslichen Einsamkeit — wie sie sich umkreisten und ganz die Außenwelt vergaßen, wie sie sich zornig aufstierten und sich herumbewegten wie ein paar Kampfhähne — und alles wegen dreier Stückchen gelber Seide, die man auf fünfzig Schritt schon nicht mehr sehen konnte!

Endlich rief der Wirt mit einem Fluch: „Ich kehre um. Das muß sofort gemeldet werden. Sieb mir deine Stücke, Glon, und reite du mit Antoine weiter. Es wird auch so schon gehen.“

Aber Glon, in jeder Hand ein Stückchen Zeug schwingend und dem andern seine scheußliche Frage entgegenstreckend, schüttelte den Kopf in leidenschaftlicher Verneinung. Er konnte nicht sprechen, aber er machte es klar genug, daß, wenn einer umkehren sollte, um die Kunde zu bringen, er der Mann sei, der es thun mußte.

„Unfinn!“ erwiderte der Wirt heftig. „Wir können doch Antoine nicht allein mit ihm weiterziehen lassen. Sieb mir das Zeug.“

Aber Glon wollte nicht. Es fiel ihm gar nicht ein, den Ruhm der Entdeckung abzutreten, und ich glaubte schon, daß es zu einer Schlägerei kommen würde. Aber es gab noch einen Ausweg — ein Ausweg, bei dem ich in Frage kam. Erst sah mich der eine, dann der andre an. Es war ein gefährlicher Augenblick, und ich wußte es. Meine Kriegslust konnte auf mich zurückfallen, und die zwei konnten, um ihrem Streit ein Ende zu machen, übereinkommen, mir ein Ende zu machen. Aber ich sah sie so unverfroren an und trug eine so verwogene Miene zur Schau, und der Platz, wo wir uns befanden, war so offen nach allen Seiten, daß der Gedanke keine Wurzel schlug. Sie begannen wieder zu streiten, noch heftiger als zuvor. Der eine legte die Hand an sein Gewehr, der andre an seine Pistolen. Der Wirt schimpfte, der Stumme rächelte. Schließlich endigte der Streit, wie ich gehofft hatte.

„Na, dann werden wir beide zurückkehren!“ rief der Wirt in heller Wut. „Und Antoine muß ihn weiterbringen. Aber wenn etwas passiert, so ist es deine Schuld. Sieb ihm deine Pistolen.“

Glon nahm eine Pistole und gab sie dem strunwelköpfigen Mann.

„Die andre auch!“ sagte der Wirt ungeduldig.

Aber Glon schüttelte den Kopf mit einem grimmigen Lächeln und deutete auf die Hüfte.

Mit schnellem Griff rief ihm der Wirt die Pistole aus der Hand und besänftigte Glons Zorn, indem er dieselbe nebst dem Gewehr Antoine übergab.

„Da!“ sagte er zu dem letzteren, „da hast du sie! Wenn der Herr versucht zu entfliehen oder umzukehren, schießt du ihn tot! In vier Stunden solltet ihr am Rocca Blanca sein. Dort wirst du Leute finden, denen du ihn überlassen kannst.“

Antoine jedoch leuchtete die Sache nicht sehr ein. Er sah erst mich und dann den einsamen Weg vor uns an und sagte mit einem Fluche, das fiele ihm gar nicht ein.

Aber der Wirt, der sich vor Ungebuld wie ein Berrückter gebärdete, nahm ihn beiseite und redete auf ihn ein, und schließlich schien er ihn überredet zu haben, denn nach einigen Minuten kamen sie wieder zu uns.

Antoine ritt dicht an mich heran und sagte mürrisch: „Vorwärts Herr,“ die beiden andern machten uns Platz, ich zückte die Achseln und trieb mein Pferd an, und im Umsehen ritten wir zwei allein weiter — Mann gegen Mann. Ich drehte mich ein- oder zweimal um, um zu sehen, was die Zurückgebliebenen machten, und sah sie immer noch disputieren, aber meinem Wächter gefielen diese Bewegungen so wenig, daß ich sie, wieder die Achseln zuckend, unterließ.

Ich hatte all meine Schlaueit aufgewendet, um diese neue Sachlage der Dinge herbeizuführen, aber seltsamerweise fand ich sie nun gar nicht so befriedigend, wie ich erwartet hatte. Ich hatte die Uebermacht verringert und war meine gefährlichsten Gegner los geworden, aber Antoine, nun er allein war, war so mißtrauisch wie eine Katze einem Hund gegenüber. Er ritt einige Schritt hinter mir, mit dem Gewehr vor sich auf dem Sattel und eine Pistole in der Hand, und bei dem geringsten Jögern meinerseits, oder wenn ich mich umdrehte und ihn ansah, brummte er sein ewiges: „Vorwärts, Herr!“ in einem Tone, der mir sagte, daß er bereit war, mich ohne weiteres niederzuschießen. Aus dieser Nähe mußte er mich treffen,



Hundeverkäufer am Graben in Wien. Originalzeichnung von W. Gause.



Mondnacht bei Venns im Pizthäl (Tirol). Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

und ich konnte nichts thun, als geduldig vor ihm herzureiten, nach dem Rocca Blanca — meinem Schicksal entgegen.

Was war da zu thun? Der Weg erreichte nun das Ende des Thals und lief in eine enge, kleeblattförmige Schlucht ein, die von Felsblöcken und großen Steinen überfüllt war, über welche der Fluß mit betäubendem Getöse dahinschoß. Vor uns unterbrach der weiße Gischt der Wasserfälle die dunkeln Reihen der Baumstämme. Die Schneegrenze war kaum noch eine halbe Meile entfernt, und über dem allem ragte am Ende des Passes, wie es dem Auge vorkam, die reine, weiße Säule des Pic du Midi, sich sechstaufend Fuß erhebend, in den blauen Himmel hinein. Dieser großartige Anblick, der so plötzlich vor mir auftauchte, war wohl geeignet, mich einen Moment meine gefährliche Lage vergessen zu lassen; ich hielt mein Pferd an. Aber „Vorwärts, Herr!“ tönte es wieder, und meine Gedanken kehrten zur Erde zurück, und ich ritt weiter. Was war da zu thun?

Ich war mit meinem Latein zu Ende. Der Mensch ließ sich in kein Gespräch mit mir ein, wollte nicht neben mir reiten, gestattete kein Absteigen, kein Anhalten, gar nichts. Er wollte nichts als diese schweigende, einsame Prozession zu zweien, mit der Mündung seines Gewehrs an meinem Rücken. Und inzwischen erklimmen wir den Paß. Wir hatten die andern vor einer — beinahe zwei Stunden verlassen. Die Sonne war im Niedergehen; es mußte, meiner Schätzung nach, etwa halb vier sein.

Wenn er mich nur an sich herankommen lassen wollte! Oder wenn sich nur irgend etwas ereignen wollte, das seine Aufmerksamkeit ablenkte! Jetzt erweiterte sich der Paß zu einem fahlen und öden Thal, wo riesige Steinblöcke herumgestreut lagen und sich noch in einzelnen Vertiefungen Schnee befand. Ich spähte verzweifelt umher, sogar über die weiten Schneefelder, die über uns hingen und sich bis an den Fuß des Eisberges erstreckten, glitten meine Blicke. Aber es war nichts zu sehen. Kein Bar kreuzte unsern Weg, kein Steinbock ließ sich auf den Felsen blicken. Die eisige, scharfe Luft schnitt uns ins Gesicht und sagte mir, daß wir bald den Gipfel des Bergrückens erreichen würden. Rings umher Totenstille und Oede.

Herr des Himmels! Und die Schurken, deren zarten Aufmerksamkeiten ich überlassen werden sollte, kamen uns vielleicht entgegen! Sie konnten jeden Augenblick erscheinen. In meiner Verzweiflung lästete ich den Hut auf dem Kopf und ließ ihn vom ersten Windstoß auf den Boden blasen und dann zog ich mit einem ärgerlichen Fluch meine Füße aus den Steigbügeln, um abzusppringen. Aber der Kerl brüllte mir zu, sitzen zu bleiben.

„Vorwärts, Herr!“ rief er grob. „Weiterreiten!“ „Aber mein Hut!“ rief ich. „Kreuzbombenelement, Mensch! Ich muß doch —“

„Vorwärts, Herr, oder ich schieße!“ erwiderte er unerbittlich und erhob sein Gewehr. „Gins — zwei —“

Und ich ritt weiter. Aber ach, ich war wütend! Daß ich, Gil de Verault, übertölpelt und an der Nase herumgeführt werden sollte von diesem gasconischen Lummel, wie ein Ochse an seinem Nasenring! Daß ich, den ganz Paris kannte und fürchtete — wenn nicht liebte —, der Schrecken der Besucher Batons, hier in dieser trostlosen Wüste von Schnee und Felsen endigen sollte, ermordet von irgend einem elenden Schmuggler oder Dieb. Es durfte nicht sein. Ich mußte doch mit einem Manne fertig werden können, und wenn er den ganzen Gürtel voll Pistolen stecken hatte.

Aber wie? Augenscheinlich nur durch offene Gewalt. Mein Herz schlug schneller, während ich das überlegte, und wurde dann wieder ruhig. Hundert Schritt vor uns auf der linken Seite lief ein Einschnitt, eine Schlucht, in das Schneefeld hinauf. Seiner Mündung gegenüber bedeckte ein Durcheinander von Steinen und herabgefallenen Felsstücken den Pfad. An dieser Stelle wollte ich meinen Angriff machen. Der Schurke würde beide Hände gebrauchen, um seinen Gaul ohne zu fallen über die Steine zu bringen, und wenn ich nur plötzlich genug über ihn herfiel, ließ er vielleicht sein Gewehr fallen oder schoß vorbei.

Aber inzwischen geschah etwas, wie meistens im letzten Moment etwas zu geschehen pflegt. Als wir noch etwa fünfzig Schritt von der Stelle entfernt waren, bemerkte ich, daß die Nase meines Pferdes mir näher kam und bald neben der Kruppe des meinigen war; immer näher und näher rückte sie heran, bis ich sie schon aus dem Winkel meines Auges sehen konnte. Mein Herz schlug hoch. Er mußte gleich neben mir sein, er gab sich selbst in meine Hand! Um meine Aufregung zu verbergen, fing ich an zu pfeifen.

„Still!“ murmelte er rauch, und seine Stimme klang so sonderbar und unnatürlich, daß ich zuerst dachte, er sei krank, und mich ihm zuwendete. Aber er sagte nur noch einmal: „Still! Reiten Sie hier ruhig vorbei, Herr!“

„Warum?“ fragte ich rebellisch, da meine Reugier

die Oberhand gewann, denn es wäre klüger gewesen, wenn ich nichts gesagt hätte, da mit jeder Sekunde sein Pferd näher herankam. Seine Nase war jetzt schon neben meinem Steigbügel.

„Still, Mann!“ sagte er noch einmal. Diesmal war es ganz deutlich, daß Furcht in seiner Stimme bebte. „Die Leute nennen diesen Paß die Teufelskapelle. Gott gebe, daß wir ohne Schaden vorbeikommen! Es ist etwas spät, um hier zu sein. Sehen Sie dort!“ fuhr er fort und zeigte mit einem Finger, der sichtlich zitterte, nach etwas hin.

Ich sah hin. An der Mündung der Schlucht, an einer engen Stelle, wo die Steine zum Teil weggeräumt waren, standen drei zerbrochene Pfosten auf rohen Piestalen.

„Nun?“ sagte ich leise. Die Sonne, die im Untergehen war, färbte die große Bergspitze blutrot, aber über das Thal breiteten sich schon die grauen Schatten der Dämmerung. „Nun, was ist damit?“ fragte ich.

Trotz der Gefahr, in der ich schwebte, und trotz der Erregung, in die der bevorstehende Kampf mich versetzte, steckte mich seine Furcht an. In meinem ganzen Leben hatte ich nie eine so düstere, eine so trostlose, eine so gottverlassene Stelle gesehen! Unwillkürlich schauerte ich zusammen.

„Das waren Kreuze.“ flüsterte er ganz leise. „Der Pfarrer von Gabas hat die Stelle geweiht und sie aufgestellt. Aber am nächsten Morgen waren sie, wie sie jetzt sind. Schnell, Herr, schnell!“ fügte er hinzu und zog mich am Arm. „Es ist nicht geheuer hier nach Sonnenuntergang. Gott gebe, daß der Teufel nicht zu Hause ist!“

Er hatte in seiner Angst vollkommen vergessen, daß er auch von mir etwas zu fürchten hatte. Sein Gewehr hing lose über dem Sattelpfosten, sein Bein berührte das meine.

Als ich das bemerkte, änderte ich meinen Plan. Als unsre Pferde die Steine erreichten, bückte ich mich, wie um mein zu ermutigen, und mit einem plötzlichen Griff entriß ich ihm das Gewehr und hielt zugleich mit aller Kraft mein Pferd zurück. Es war im Nu geschehen! Eine Sekunde später, und ich deckte ihn mit dem Gewehre, den Finger am Drücker. Wie ist wohl ein Sieg leichter errungen worden.

Er sah mich mit herunterhängendem Unterkiefer an, schwankend zwischen Wut und Angst.

„Sind Sie verrückt?“ rief er mit vor Schreck klappernden Zähnen.

Selbst in dieser Bedrängnis wanderten seine Augen von mir schen zur Seite, wo die Pfosten standen.

„Nein, das Gegenteil!“ versetzte ich. „Aber mir gefällt diese Stelle ebensowenig wie dir.“ Das entsprach der Wahrheit, wenn auch nicht ganz. „Also, rechtsumkehrt! Schnell!“ fuhr ich in befehlendem Tone fort. „Drehe dein Pferd um, mein Freund, obert rage die Folgen.“

Er wendete um, gehorsam wie ein Lamm, und ritt das Thal wieder zurück, ohne an seine Pistolen zu denken. Ich hielt mich dicht hinter ihm, und binnen kurzem hatten wir die Teufelskapelle weit hinter uns gelassen und ritten hinunter, wo wir eben erst heraufgekommen waren. Nur hatte ich jetzt das Gewehr.

Nachdem wir etwa eine halbe Meile zurückgelegt hatten — eher fühlte ich mich auch nicht behaglich, denn obwohl ich Gott dankte, daß jener schaurige Paß da war, dankte ich doch Gott auch, daß ich nicht mehr dort — befahl ich ihm zu halten.

„Nimm den Gürtel ab,“ sagte ich kurz, „und wirf ihn auf die Erde. Aber bedenke, wenn du dich umdrehst, schieße ich.“

Mit seinem Rute war es vollständig zu Ende, und er gehorchte mechanisch. Ich sprang vom Pferde, ihn immer noch mit dem Gewehr deckend, und hob den Gürtel und die Pistolen auf. Dann stieg ich wieder auf, und wir setzten unsre Reise fort. Nach einiger Zeit fragte er mich mürrisch, was ich zu thun beabsichtige.

„Ich will zurück,“ sagte ich, „und werde dann die Straße nach Auch einschlagen, wenn wir bis zum Scheideweg gekommen sind.“

„In einer Stunde ist es dunkel,“ brummte er äbelsaunisch.

„Das weiß ich,“ versetzte ich. „Wir müssen, so gut es geht, im Freien kampieren.“

Und so geschah es auch. Das Tageslicht hielt so lange an, bis wir die Ausläufer des Kiefernwaldes am Kopfe des Passes erreicht hatten. Hier wählte ich einen Winkel, der etwas abseits vom Wege lag und gegen den Wind geschützt war, und befahl ihm, ein Feuer anzuzünden. Die Pferde band ich in der Nähe an, wo ich sie sehen konnte. Nun konnten wir zu Abend essen. Ich hatte ein Stück Brot; er auch, und dazu eine Zwiebel. Wir setzten uns ans Feuer, einander gegenüber, und aßen schweigend unser ärmliches Mahl.

Nach dem Abendessen aber befand ich mich in einer Klemme. Wie sollte ich schlafen? Das rötliche Licht, das auf das dunkle Gesicht und die fehnigen Hände

des Kerls fiel, beleuchtete auch seine Augen, finster, trozig und wachsam. Ich wußte, daß der Mensch Rache brütete; daß er keinen Moment zögern würde, mir sein Messer zwischen die Rippen zu jagen, wenn ich ihm Gelegenheit dazu bot. Da gab es nur ein Mittel außer dem Wachbleiben. Wäre ich blutdürstig gewesen, so hätte ich es gewählt und die Frage sofort und zu meinen Gunsten gelöst, indem ich ihn einfach niederschloß, wie er da saß.

Aber ich bin nie ein grausamer Mensch gewesen und konnte es nicht übers Herz bringen. Die Stille der Berge und des Himmels — die nichts gemein hatte mit dem tosenden Strom hier unten, und die auch sein Rauschen nicht zu unterbrechen vermochte, flößte mir Ehrfurcht ein. Das Ungeheure der Einsamkeit, in der wir saßen, die dunkle Leere über uns, durch welche die Sterne schossen, der schwarze Schlund unter uns, in dem das unsichtbare Wasser kochte und waltete, die Abwesenheit jedes menschlichen Wesens, jedes Anzeichens menschlichen Daseins ließen die That in einem solchen Lichte erscheinen, daß ich mit Schauern den Gedanken daran fallen ließ und mich statt dessen darein ergab, die Nacht durchzuwachen — die lange, kalte pyrenäische Nacht. Nach einiger Zeit rollte er sich zusammen wie ein Hund und schlief dicht neben dem Feuer ein, und ich sah ihm gegenüber, in tiefe Gedanken versunken. Es schienen Jahre vergangen zu sein, seitdem ich bei Baton gewesen oder den Würfelbecher in der Hand gehabt hatte. Das alte Leben und Treiben — ob ich wohl je zu ihnen zurückkehrte? — schien verblaßt und fern. Würden Godefréd, der Wald und die Berge, das graue Schloß und seine Herrinnen auch eines Tages so verblaßt erscheinen? Und wenn ein Lebensabschnitt sich so schnell verwischen konnte, sobald ein neuer sich aufrollte, und so schnell bleich und farblos wurde, würde auch einst irgendwo das ganze Leben und alles, was wir — Aber genug! Ich war ein Narr. Ich sprang auf, stieß mit dem Fuß das Holz zusammen, und das Gewehr zur Hand nehmend, begann ich unter dem Felsen auf und ab zu gehen. Selbstsam, daß ein bißchen Mondschein, ein paar Sterne, ein Hauch von Einsamkeit genügen, um die Menschen in die Jahre der Kindheit zurückzuversetzen, zurück zu ihren kindischen Gedanken.

Den folgenden Tag, um drei Uhr, als die Sonne heiß auf den Fichtenwäldern lag und die Luft voller Wärme war, begannen wir die Anhöhe zu erklimmen, von der aus die Straße nach Auch sich abzweigt. Das gelbe Farnkraut und die herabgefallenen Blätter zu unsern Füßen schienen ein eignes Licht auszustrahlen; hie und da bildete eine Gruppe Rotbuchen gleichsam einen Blutstod auf der Seite des Hügels. Vor uns suchte eine Herde Schweine faul grunzend ihre Mast, und hoch über uns lag ein Knabe im Grase und sah ihnen zu.

„Hier trennen sich unsre Wege,“ sagte ich zu meinem Begleiter.

Ich beabsichtigte die Straße nach Auch eine kleine Strecke hinunterzureiten, um ihn zu täuschen, und dann mein Pferd im Walde zu lassen und zu Fuß nach dem Schloß zu gehen.

„Je eher, je besser!“ knurrte er. „Hoffentlich sehe ich Sie nie wieder, Herr.“

Aber als wir das Holzkreuz an der Gabelung der Wege erreichten und im Begriff waren, uns zu trennen, sprang der Knabe, den wir gesehen hatten, zwischen den Farnkräutern hervor und kam auf uns zu.

„Holla!“ rief er in singendem Tone.

„Nun?“ antwortete mein Begleiter, ungeduldig die Zügel anziehend. „Was giebt's?“

„Es sind Soldaten im Dorf.“

„Soldaten?“ rief Antoine ungläubig.

„Ja, Teufel zu Pferde,“ antwortete der Junge, auf den Boden spuckend. „Sechzig Mann. Aus Auch.“

Antoine wendete sich mit wutverzerrtem Gesicht nach mir um.

„Gottes Fluch über Sie!“ rief er. „Das haben Sie angestiftet! Jetzt sind wir alle verloren! Und meine Herrinnen? Verdammt! Wenn ich das Gewehr da hätte, würde ich Sie wie einen Hund niederschleichen.“

„Schweig, Narr,“ antwortete ich rauch. „Ich weiß ebensowenig davon wie du.“

Und das war wahr. Mein Erstaunen war mindestens ebensogroß wie das seine, und besser begründet. Der Kardinal, der selten seine Pläne änderte, hatte mich hierher gesandt, gerade weil er es vermeiden wollte, Soldaten zu schicken und zu riskieren, was das zur Folge haben konnte.

Weshalb also dieser Einfall, der so gar nicht in seinen ursprünglichen Plan paßte? Ich überlegte. Es war möglich, daß einer der reisenden Kaufleute, vor denen ich als Hochverräter aufgetreten war, die Geschichte gemeldet und der Kommandant von Auch daraufhin gehandelt hatte. Aber es war nicht recht wahrscheinlich; er mußte doch auch erst seine Befehle bekommen haben,

denn unter der Herrschaft des Kardinals war wenig Platz für eigenmächtige Unternehmungen. Es war mir wirklich unverständlich, und nur eins war mir klar: ich konnte jetzt, wenn ich wollte, ins Dorf reiten.

„Ich werde die Sache untersuchen,“ sagte ich zu Antoine. „Komm!“

Er zuckte die Achseln und rührte sich nicht.

„Fällt mir nicht ein!“ antwortete er mit einem Fluch. „Ich trage kein Verlangen nach Soldaten. Ich habe eine Nacht im Freien gelegen und scheue auch eine zweite nicht.“

Ich nickte gleichgültig, denn ich brauchte ihn nicht mehr, und wir trennten uns. Zwanzig Minuten später erreichte ich die ersten Häuser des Dorfes. Die Veränderung war allerdings groß. Kein einziger Dorfbewohner war zu sehen; entweder hatten sie sich in ihren Hütten verkrochen oder sie waren wie Antoine in die Wälder geflohen. Die Türen waren verriegelt, die Fensterläden geschlossen. Auf der Straße trieben sich etwa zwanzig Dragoner umher, deren kurzläufige Musketen, mit Pulvertasche und Patronenriemen, vor der Thür des Gasthauses zusammengestellt waren. An einer offenen Stelle, wo eine Lücke in der Straße war, stand eine lange Reihe von Pferden, Kopf an Kopf, und beugten ihre Mäuler über Bündel groben Heus. Auf allen Seiten erklang das lustige Klirren von Ketten und Zaumzeug, und rohe Wihe und Lachen erfüllten die Luft.

Als ich vor die Thür des Gasthauses ritt, kam ein alter Sergeant heraus, der greulich schielte und die Zunge in die Wacke gesteckt hatte, sah mich von oben bis unten an und war im Begriff, über die Straße zu kommen, um mich anzuhalten. Da erschienen glücklicherweise die beiden Leute, die ich in Paris gemietet und in Auch zurückgelassen hatte, wo sie meine Befehle abwarten sollten. Ich machte ihnen ein Zeichen, mich nicht anzusprechen, und sie gingen vorbei. Vermutlich aber sagten sie dem Sergeanten, daß ich nicht der Mann sei, den er suchte, denn ich sah nichts mehr von ihm.

Nachdem ich mein Pferd hinter dem Hause angebunden hatte — ich konnte keinen besseren Platz finden, da alles voll war — drängte ich mich durch die Gruppe vor der Thür und trat ein.

In dem alten Zimmer mit der niedrigen, ruhigen Decke und dem schmutzigen Fußboden war eine Menge Menschen, und einige Minuten lang blieb ich in dem Rauch und in der Verwirrung unbemerkt. Dann kam der Wirt in meine Nähe, und als er an mir vorbeigehen wollte, sah er mich. Er murmelte einen Fluch in den Bart, ließ die Kanne fallen, die er trug, und stierte mich an, als ob er plötzlich verrückt geworden wäre.

Der Soldat, dessen Wein er getragen hatte, warf ihm ein Stück Brot ins Gesicht mit den Worten:

„Run, Schmutzfinger! Was gloht du denn an?“

„Den Teufel!“ murmelte der Wirt und begann zu zittern.

„Dann laßt mich ihn auch mal sehen!“ versetzte der andre und wendete sich auf seinem Stuhl um.

Er fuhr zusammen, als er mich ganz dicht hinter sich sah.

„Zu Diensten!“ sagte ich grimmig. „Das nächste Mal seid nicht wieder so neugierig, mein Freund.“

Ein Meisterstück.

Ich muß wohl etwas an mir haben, das Respekt einflößt. Als der Schreck des Wirts sich gelegt hatte und er im Stande war, mich zu bedienen, nahm ich mein Abendessen — das erste wirkliche Mahl seit zwei Tagen — trotz der Gegenwart der Soldaten mit Behagen zu mir. Die Menge, die das Zimmer füllte, begann sich auch bald zu verlieren. Die Leute gingen zu zweien und dreien hinaus, um ihren Pferden Wasser zu geben oder um ihr Nachtquartier aufzusuchen, bis nur einige wenige übrig blieben. Die Dämmerung war hereingebrochen; der Lärm auf der Straße verstummte allmählich. Das Feuer begann zu glühen und Lichtstreifen an die Wände zu werfen, und das elende Zimmer sah so wohllich aus, wie es nur irgend konnte. Ich überlegte zum zwanzigsten Male, was ich nun thun sollte, warum die Soldaten hier waren, ob ich die Nacht hier bleiben sollte, ehe ich etwas Neues unternahm, als die Thür, die die letzte Stunde beinahe ununterbrochen auf und zu gegangen war, sich noch einmal öffnete und eine Frau eintrat.

Sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und guckte sich um, und ich sah, daß sie ein Tuch über den Kopf und einen Milchkrug in der Hand hatte und daß sie barfuß ging.

In ihrem groben wollenen Rock war ein großer Riß, und die Hand, mit der sie das Tuch zusammenhielt, war braun und schmutzig. Ich achtete nicht weiter auf sie, denn ich nahm an, daß es irgend eine Nachbarin sei, die sich, nun das Haus still war, hereingeschlichen hatte, um etwas für ihr Kind zu holen, oder sonst so was. Ich wendete mich wieder zum Feuer und versank von neuem in meine Gedanken.

Um jedoch an den Herd zu gelangen, wo die Wirtin herumhantierte, mußte die Frau an mir vorbei, und während sie an mir vorbeiging, warf sie vermutlich einen Blick unter ihrem Tuch hervor auf mich. Denn als sie eben zwischen mich und das Feuer trat, stieß sie einen leisen Schrei aus und fuhr zur Seite — und zwar so schnell, daß sie beinahe auf den Herd getreten wäre. Im nächsten Augenblick drehte sie mir den Rücken zu und bückte sich, um der Hausfrau etwas ins Ohr zu flüstern. Ein Fremder hätte denken können, daß sie auf eine heiße Kohle getreten war.

Mir aber kam eine andre, eine sehr seltsame Idee, und ich stand auf. Der Rücken der Frau war mir zugedreht, aber es war etwas in ihrer Größe, ihrer Gestalt, in der Haltung des Kopfes, obwohl er in dem Tuch steckte, das mir bekannt vorkam. Ich wartete, während sie neben dem Feuer stand und flüsterte, während die Wirtin ihr langsam den Krug aus dem großen schwarzen Topf füllte. Aber als sie sich zum Gehen wendete, vertrat ich ihr den Weg. Und unsere Augen trafen sich.

Ich konnte ihre Gesichtszüge nicht erkennen; sie waren in dem Schatten des Tuches unsichtbar, aber ich sah, daß sie von Kopf bis zu Fuß ein Zittern durchlief. Und da wußte ich, daß ich mich nicht geirrt hatte.

„Das ist zu schwer für dich, Mädchen,“ sagte ich vertraulich, wie ich zu einem Dorfmadchen sprechen würde. „Ich werde dir den Krug tragen.“

Einer der Soldaten, die noch um den Tisch herum saßen, lachte, und ein anderer begann ein zotiges Lied zu singen. Das Weib zitterte vor Zorn oder Furcht, aber sie schwieg und ließ sich von mir den Krug aus der Hand nehmen, und als ich zur Thür ging und sie öffnete, folgte sie mir mechanisch. Im nächsten Augenblick fiel die Thür hinter uns zu und schloß das Licht und den Feuerchein ab, und wir zwei standen allein in der hereinbrechenden Nacht.

„Es ist spät für Sie, auszugehen, Mademoiselle,“ sagte ich höflich. „Man hätte Sie leicht belästigen können in dieser Kleidung. Gestatten Sie, daß ich Sie nach Hause begleite.“

Sie schauerte zusammen und ich glaubte, sie schluchzen zu hören, aber sie gab keine Antwort, sondern drehte sich um und ging, sich im Schatten der Häuser haltend, schnell durch das Dorf in der Richtung nach dem Schlosse. Ich trug den Krug und ging dicht neben ihr; und in der Dunkelheit lächelte ich. Ich wußte, wie Scham und ohnmächtiger Zorn in ihr arbeiteten. Das war auch Rache! Dann redete ich sie an.

„Run, Mademoiselle,“ sagte ich, „wo sind Ihre Diener, die mich auspeitschen sollen?“

Sie warf mir einen Blick zu, ihre Augen sprühten vor Zorn, ihr Gesicht war der personifizierte Haß. Ich sagte weiter nichts, sondern ließ sie in Frieden und begnügte mich damit, dicht neben ihr zu gehen, bis wir das Ende des Dorfes erreicht hatten, wo der Pfad nach dem Schloß in den Wald lief. Da blieb sie stehen und wendete sich gegen mich wie eine Wildkatze, die sich zur Wehr setzt.

„Was wollen Sie von mir?“ rief sie heiser; ihr Atem ging so schnell, als ob sie gelaufen wäre.

„Sie sicher nach Hause begleiten,“ antwortete ich kaltblütig. „Wenn Sie allein gingen, könnten Sie belästigt werden.“

„Und wenn ich es nicht will?“ versetzte sie.

„Sie haben keine andre Wahl, Mademoiselle,“ antwortete ich ernst. „Sie werden mit mir nach dem Schloß gehen und mir unterwegs eine Unterredung gewähren — obgleich es schon so spät ist; aber nicht hier. Wir sind hier nicht ungestört genug. Man könnte uns jeden Augenblick unterbrechen, und ich habe viel mit Ihnen zu reden.“

„Viel?“ murmelte sie.

„Ja, Mademoiselle.“

Ich sah, wie sie zusammenschauerte. „Wenn ich aber nicht will?“ sagte sie nochmals.

„Ich könnte den ersten besten Soldaten rufen und ihm sagen, wer Sie sind,“ antwortete ich kühl. „Ich könnte es, aber ich würde es nicht thun. Das wäre eine plumpe Art, Sie zu bestrafen, und ich kenne eine bessere. Ich würde zu dem Rittmeister gehen, Mademoiselle, und ihm sagen, wessen Pferd in dem Stalle des Gasthauses eingeschlossen ist. Ein Soldat hat mir gesagt — dem es so gesagt worden ist — daß es einem seiner Offiziere gehöre, aber ich habe durch eine Ritze in der Thür gesehen und das Pferd wiedererkannt.“

Sie konnte ein Stöhnen nicht unterdrücken. Ich wartete; noch gab sie keine Antwort.

„Soll ich zu dem Rittmeister gehen?“ sagte ich unbarmherzig.

Sie schüttelte das Tuch von ihrem Gesicht zurück und sah mich an.

„O Sie Feigling! Sie Feigling!“ zischte sie durch ihre Zähne. „Wenn ich einen Dolch hätte!“

„Aber Sie haben eben keinen, Mademoiselle,“ antwortete ich ruhig. „Haben Sie also die Güte und

entschließen Sie sich, wie es werden soll. Soll ich mit meiner Nachricht zu dem Rittmeister gehen oder soll ich Sie begleiten?“

„Geben Sie mir den Krug,“ sagte sie rauh.

Ich that es erstaunt. Mit einer wilden Gebärde schleuderte sie ihn in demselben Augenblick weit weg in die Büsche.

„Kommen Sie!“ sagte sie, „wenn Sie es durchaus wollen. Aber eines Tages wird Gott Sie dafür bestrafen!“

Ohne ein Wort hinzuzufügen, drehte sie sich um und schlug den Weg in den Wald ein, und ich folgte ihr. Sie mußte wohl seit ihrer Kindheit jede Wendung, jede Unebenheit, jede schlechte Stelle kennen, denn sie ging so schnell und sicher, barfuß wie sie war, daß ich bei der Dunkelheit große Mühe hatte, mich in ihrer Nähe zu halten. Im Walde war alles ruhig, aber in dem Teich begannen die Frösche zu quaken, und ihr eintöniger Chor erinnerte mich an die Nacht, wo ich, verwundet und erschöpft, an der Schloßthür zusammengefunken war, wo Clon mich eingelassen und sie unter der Galerie in der Halle gestanden hatte. Damals waren meine Aussichten schlecht. Damals hatte ich noch keinen festen Plan. Jetzt war alles klar. Und wenn der Kommandant von Auch mit all seinen Soldaten angerückt käme, ich hatte trotzdem die Fäden in der Hand.

Wir kamen an die kleine Holzbrücke und sahen über die dunkeln Wiesen die Lichter des Hauses scheinen. Alle Fenster waren erleuchtet. Die Soldaten feierten augenscheinlich den Tag ihrer Ankunft.

„Run, Mademoiselle,“ sagte ich ruhig, „muß ich Sie bitten, hier Halt zu machen und mir einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Nachher können Sie gehen.“

„Sprechen Sie!“ sagte sie trozig. „Und bereiten Sie sich! Ich kann nicht dieselbe Luft mit Ihnen atmen! Sie vergiftet mich!“

„Ah!“ sagte ich langsam. „Glauben Sie, daß Sie durch solche Worte die Lage verbessern?“

„O!“ rief sie — und ich hörte, wie ihre Zähne zusammenschlugen. „Ich soll wohl vor Ihnen kriechen und schmeicheln?“

„Vielleicht nicht,“ antwortete ich. „Dennoch begehen Sie einen Fehler.“

„Und der wäre?“ leuchtete sie.

„Sie vergessen, daß ich auch zu fürchten bin, nicht nur zu verachten, Mademoiselle! Ja, Mademoiselle, zu fürchten!“ fuhr ich grimmig fort. „Glauben Sie, daß ich nicht weiß, warum Sie hier in dieser Verkleidung sind? Glauben Sie, daß ich nicht weiß, für wen der Krug mit dem Essen bestimmt war? Oder wer heute Abend fasten muß? Ich versichere Ihnen, das weiß ich alles. Ihr Haus war voll von Soldaten; Ihre Diensthofen wurden beobachtet und konnten nicht fort. Sie mußten selbst kommen und ihm seine Mahlzeit holen!“

Sie griff nach dem Brüdengeländer und umklammerte es einen Augenblick, um sich zu stützen. Ihr Gesicht, von dem das Kopftuch zurückgefallen war, sah in dem Schatten der Bäume geisterhaft bleich aus. Endlich hatte ich ihren Stolz erschüttert. Endlich!

„Welchen Lohn wollen Sie haben?“ murmelte sie mit erlöschender Stimme.

„Das bin ich im Begriff Ihnen mitzuteilen,“ erwiderte ich, so langsam, daß ihr jedes einzelne Wort deutlich ans Ohr schlagen mußte. Meine Augen weideten sich an ihrem stolzen Gesicht. Eine solche Rache hatte ich mir nie träumen lassen! „Vor ungefähr vierzehn Tagen ist Herr von Cocheforêt von hier abends abgereist und hatte ein kleines orangefarbenes Riechkissen bei sich.“

Sie stieß einen halbunterdrückten Schrei aus und richtete sich steif auf.

„Daselbe enthielt — aber, Mademoiselle, Sie wissen ja, was es enthielt,“ fuhr ich fort. „Was es auch war, Herr von Cocheforêt hat es nebst Inhalt beim Abreisen verloren. Vor einer Woche ist er — zu seinem Anglied — zurückgekommen, um das Verlorene zu suchen.“

Sie sah mir jetzt gerade ins Gesicht. Sie schien vor Erstaunen und gespannter Erwartung kaum atmen zu können.

„Sie haben danach suchen lassen, Mademoiselle,“ fuhr ich ruhig fort. „Ihre Diensthofen haben keine Stelle undurchsichtigt gelassen. Die Waldbpfade, die Wege, sogar die Wälder sind abgesucht worden. Aber umsonst, denn das gelbe Riechkissen hat die ganze Zeit unverfehrt und ungeöffnet in meiner Tasche gelegen.“

„Nein!“ rief sie plötzlich heftig. „Da lügen Sie, mein Herr, wie gewöhnlich! Das Riechkissen wurde aufgerissen viele Meilen von hier gefunden!“

„Wo ich es hingeworfen habe, Mademoiselle,“ erwiderte ich, „um die Schurken, die Sie gebungen, irre zu führen und wieder zu Ihnen zurückzuführen zu können. O! glauben Sie mir,“ setzte ich hinzu und ließ endlich etwas von meinem wahren Ich, etwas von meinem Triumph in meiner Stimme durchklingen. „Sie haben

einen Fehler begangen! Sie hätten besser gethan, mir zu trauen. Ich bin kein Sack mit Holzsägen, Mademoiselle, wenn Sie mich auch einmal besiegt haben, sondern ein Mann; ein Mann, der Arme hat, sich zu schützen, und ein Hirn, das denken kann, und — wie ich Sie jetzt lehren werde — ein Mann, der auch ein Herz hat!"

Sie schauerte zusammen.
„In dem orangefarbenen Riechliffen, das Sie verloren, befanden sich, glaube ich, achtzehn Steine von großem Werte?"
Sie gab keine Antwort, aber sie sah mich wie verzaubert an. Ihr Atem schien zu stocken und auf meine Worte zu warten. Sie war sich so wenig bewußt,

wo sie war, was um sie herum geschah, daß zwanzig Mann hätten herankommen können, ohne daß sie es gemerkt hätte.

Ich nahm ein kleines, in Leder gewickeltes Paket aus meiner Brusttasche und hielt es ihr hin.
„Wollen Sie dies aufmachen?" sagte ich. „Ich glaube, daß es das enthält, was Ihr Bruder verloren

Der verhängnisvolle Automat.

Originalzeichnungen von W. Grögler.



„Rath! Grad hat mir der Herr Baron zehn Mark à conto gezahlt — morgen ist Sonntag, da machen wir eine Landpartie. Zieh!"



„Heut sind wir aber fein bei einander, gelt? Kein Mensch kennt's, daß ich ein Schuster bin und du eine Köchin. Heut wird einmal nobel gelebt! Juhuh!"



„Du, Scpp, was ist denn das für ein sonderbar's Kästl — so was hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehn!"



„Das ist ein Automat — da steckt man oben zehn Pfennig 'nein, und unten pfeift a Tafel Schokolad' oder drei Stück Zigaretten 'raus. — Also riskieren wir ein Zwanzigpfennig — find für uns zwei! Nur nobel, Schani!"



„Kreuzdilldium, es geht mir 'raus — na, so eine Pumperel — ich zieh', was ich kann — es geht halt nit!"



„Weißt was — probier's noch einmal, was liegt denn an zwanzig Pfennigen, wir haben's ja! Also einmal und zweimal zehn Pfennig — aber jetzt poß auf!"



„Schodschweremot! Daß dich... Es geht halt wieder nit!"



„Und gehen muß es, und wenn der ganze Kasten in Trümmer geht!"



„Was ist denn da passiert? Ja, mein Lieber, der ganze Apparat ist verrußt, der Späß kostet zehn Mark — da giebt's kein Pardon!" — „Auweh!"

hat. Daß es alles enthält, dafür kann ich nicht stehen, Mademoiselle, weil ich die Steine auf den Boden meines Zimmers fallen ließ, und es ist möglich, daß ich nicht alle wieder gefunden habe. Aber die etwa fehlenden können gefunden werden; ich weiß, wo sie sind."

Sie nahm langsam das Paket und rollte es mit zitternden Fingern auf. Nach wenigen Umdrehungen

strahlte der milde Schein der Steine hervor — als ob Mondlicht in ihrer Hand schiene — ein so herrlicher Schimmer von gefangen gewesenem Licht, wie er schon manches Weib und manchen Mann um die Ehre gebracht hat. Bei Gott! Während ich sie ansah — und während sie da stand und ganz verwirrt, bezaubert, wie betäubt darauf niederblickte — staunte ich darüber, daß ich der Versuchung widerstanden hatte.

Ihre Hände begannen zu zaudern.
„Ich kann nicht zählen," murmelte sie hilflos. „Wieviel sind es?"

„Im ganzen achtzehn."

„Achtzehn sollten es sein," flüsterte sie.

Bei diesen Worten schloß sie die Hand und öffnete sie wieder, und das zweimal, wie um sich zu überzeugen, daß die Steine wirklich da waren, und daß

sie nicht träumte. Da wendete sie sich plötzlich wild zu mir, und ich sah, daß ihr Gesicht, durch die Gier des Besitzes verschärft, wieder ebenso feindselig und haßerfüllt war wie vorher.

„Run?“ murmelte sie zwischen den Zähnen. „Ihr Preis, Herr? Ihr Preis?“

„Darauf will ich jetzt zurückkommen, Mademoiselle,“ sagte ich ernst. „Er ist sehr bescheiden. Sie erinnern sich des Nachmittags, wo ich Ihnen — ungeschickt genug und unüberlegt — durch den Wald folgte, um Ihnen diese Dinger da zurückzugeben? Mir scheint das alles vor einem Monat geschehen zu sein. In der That geschah es wohl vorgestern, glaube ich. Sie haben mir damals viel harte Worte gesagt; ich will Ihnen nicht wehe thun, indem ich sie wiederhole. Der einzige Preis, den ich für die Rückgabe der Juwelen verlange, ist der, daß Sie Ihrerseits diese Worte zurücknehmen.“

„Wie?“ murmelte sie. „Ich verstehe nicht.“

Ich wiederholte meine Worte sehr langsam. „Der einzige Preis, die einzige Belohnung, die ich verlange, Mademoiselle, ist, daß Sie diese Worte zurücknehmen und sagen, daß sie nicht verdient waren.“

„Und die Juwelen?“ rief sie heiser.

„Gehören Ihnen, nicht mir. Sie gehen mich nichts an. Nehmen Sie sie und sagen Sie, daß Sie mich nicht für einen — Nein, ich kann die Worte nicht sagen, Mademoiselle.“

„Aber da ist noch etwas andres! Etwas andres!“ rief sie und warf ihren Kopf zurück. Ihre Augen funkelten wie die eines wilden Tieres, während sie die meinen suchten. „Ha! mein Bruder? Wie ist's mit ihm? Wie ist's mit ihm, mein Herr?“

„Ueber seine Person, Mademoiselle, möchte ich Sie bitten, mir nicht noch mehr zu sagen, als ich schon weiß,“ antwortete ich leise. „Ich will mit der Sache nichts zu thun haben. Aber ja, Sie haben recht; eins habe ich noch nicht erwähnt.“

Ich hörte sie tief aufseufzen.

„Es ist folgendes,“ fuhr ich langsam fort. „Ich ersuche Sie, mir zu gestatten, einige Tage in Cocheforet zu bleiben, solange die Soldaten hier sind. Ich höre, daß zwanzig Mann und zwei Offiziere auf dem Schloß einquartiert sind. Ihr Bruder ist nicht da. Ich bitte um die Erlaubnis, Mademoiselle, seine Stelle für die Zeit einzunehmen, und um das Vorrecht, Ihre Schwester und Sie vor Beleidigungen schützen zu dürfen. Das ist alles.“

Sie legte ihre Hand an die Stirn. Nach einer langen Pause —

„Die Frösche!“ murmelte sie. „sie quaken! Ich höre nicht, was Sie sagen.“

Dann wendete sie sich zu meinem Erstaunen plötzlich schnell um, ließ mich stehen und ging über die Brücke. Ich sah einen Augenblick ihrer dunkeln Gestalt ganz verblüfft nach und wunderte mich, was ihr wohl eingefallen sein mochte. In einer Minute oder weniger kam sie ebenso schnell wieder zu mir zurück, und ich verstand. Sie weinte.

„Herr von Barthe,“ sagte sie mit zitternder Stimme — und ich wußte, daß der Sieg mein war, — „weiter nichts? Haben Sie keine andre Buße für mich?“

„Keine, Mademoiselle.“

Sie hatte das Tuch wieder über den Kopf gezogen, und ich konnte ihr Gesicht nicht sehen.

„Das ist alles, was Sie verlangen?“ murmelte sie.

„Das ist alles, was ich verlange — jetzt,“ antwortete ich.

„Es ist gewährt,“ sagte sie langsam und fest. „Verzeihen Sie mir, wenn ich leichtfertig davon zu sprechen scheine — wenn ich Ihre Großmut und meine Schmach leicht zu nehmen scheine; aber ich kann jetzt nicht mehr sagen. Ich bin so von Sorgen umgeben, so von Schrecknissen verfolgt, daß ich heute Abend nichts tief fühlen kann, weder Schmach noch Dankbarkeit. Ich bin wie in einem Traum; Gott gebe, daß alles wie ein Traum vorübergehen möge! Die Sorgen erdrücken uns. Außer Ihnen und dem, was Sie gethan, Herr von Barthe — ich —“ sie brach plötzlich ab, und ich hörte, wie sie das Schluchzen zu unterdrücken suchte, das sie ersticke — „verzeihen Sie mir . . . es stürmt so viel auf mich ein. Und meine — meine Füße sind so kalt,“ setzte sie plötzlich zusammenhanglos hinzu. „Bitte, bringen Sie mich nach Hause.“

„Ah, Mademoiselle,“ rief ich reuig. „Wie schlecht von mir! Sie sind barfuß, und ich habe Sie so lange hier aufgehalten.“

„Es thut nichts,“ sagte sie in einem Ton, der mir durch und durch ging. „Mein Herz ist warm, Monsieur — dafür habe ich Ihnen zu danken. Es ist lange nicht so warm gewesen.“

Sie trat bei diesen Worten aus dem Schatten der Bäume heraus — und mein Ziel war erreicht. Wie ich geplant, so war es gekommen. Wieder schritt ich über die Wiese in der Dunkelheit, um in Cocheforet aufgenommen zu werden, aber diesmal als ein willkommenener Gast. Die Frösche quakten im Teich, und eine Fledermaus umkreiste uns; und niemals — sicherlich



Durchgegangen. Nach dem Gemälde von C. Merté.

niemals, dachte ich mit einer Art Triumph, war ein Mann in einer feltameren Lage gewesen.

Jrgendwo in dem dunkeln Walde hinter uns — wahrscheinlich in der Nähe des Dorfes — war Herr von Cochesorët verborgen. In dem großen Hause vor uns, dessen erleuchtete Fenster keine Umrisse verrieten, waren die Soldaten, die aus Aach gekommen waren, um ihn zu fangen. Dazwischen, nebeneinander hersehrend, in einem Schweigen, das uns beiden beredt vorkam, waren Mademoiselle und ich; sie, die so viel wußte, ich, der ich alles wußte — alles bis auf einen kleinen Punkt!

Wir erreichten das Haus, und ich schlug vor, daß sie sich zuerst hineinschleichen sollte, auf dem Wege, wo sie herausgekommen war, und daß ich eine Weile warten und dann klopfen würde, nachdem sie Zeit gehabt hatte, Clon die Sache auseinanderzusetzen.

„Man läßt mich nicht zu Clon,“ antwortete sie langsam.

„Dann muß Ihr Kammermädchen es ihm sagen,“ versetzte ich, „sonst könnte er etwas Dummes machen und mich verraten.“

„Sie lassen unfre Dienerinnen nicht zu uns.“ „Was?“ rief ich erstaunt. „Das ist ja infam. Sie sind doch keine Gefangenen!“

Mademoiselle lachte rauh auf. „Nicht? Wohl nicht; wenn wir Gesellschaft wünschten, hat Rittmeister Varolle gesagt, würde er sich freuen, uns im Wohnzimmer zu empfangen.“

„Er hat Ihnen Ihr Wohnzimmer weggenommen?“ sagte ich.

„Er und sein Lieutenant sitzen da. Rebellen wie wir müssen wohl dankbar sein,“ sehte sie bitter hinzu, „daß man uns wenigstens in unsern Schlafzimmern allein läßt.“

„Gut also,“ sagte ich. „Dann muß ich sehen, wie ich mit Clon fertig werde. Ich möchte aber noch um etwas bitten, Mademoiselle. Nur darum nämlich, daß Sie und Ihre Schwester morgen wie gewöhnlich ins Wohnzimmer herunterkommen. Ich werde da sein.“

„Ich möchte eigentlich lieber nicht,“ sagte sie zögernd und augenscheinlich widerwillig.

„Fürchten Sie sich?“ „Nein, Monsieur, ich fürchte mich nicht,“ antwortete sie stolz. „Aber —“

„Dann werden Sie kommen?“ sagte ich.

Sie stieß einen Seufzer aus, ehe sie antwortete. Endlich sagte sie: „Ja, ich werde herunterkommen — wenn Sie es wünschen.“ Im nächsten Moment war sie um die Ecke des Hauses verschwunden, und ich mußte lachen über die scharfe Wachsamkeit, mit der die wackere militärische Besatzung das Schloß hütete. — Herr von Cochesorët hatte mit ihr im Garten sein, hätte mit ihr sprechen können, wie ich es mit ihr gethan, hätte sogar ins Haus gehen und wieder herauskommen können — alles unbemerkt, dicht vor ihrer Nase. Aber so sind Soldaten immer. Sie sind stets bereit, dem Feind zu begegnen, mit schlagenden Trommeln und fliegenden Fahnen — um zehn Uhr früh. Aber er kommt eben nicht immer zu der Stunde.

Ich wartete ein paar Minuten, und dann tastete ich mich nach der Thür und klopfte mit dem Griff meines Degens an. Die Hunde im Hof fingen an zu bellen, und ein Trunklied, das aus dem östlichen Flügel erscholl, verstummte. Im Innern wurde eine Thür geöffnet, und eine ärgerliche Stimme, augenscheinlich die eines Offiziers, schimpfte über jemand, weil er nicht kam. Gleich darauf hörte ich ein Stimmengewirr und das Laufen von Leuten, die in die Halle zu kommen schienen. Ich hörte, wie der Riegel zurückgezogen wurde, die Thür flog auf, und im nächsten Augenblick wurde mir eine Laterne, hinter der eine Menge weinroter Gesichter undeutlich auftauchte, vor die Augen gehalten.

„Wer ist da, zum Teufel?“ rief einer und gloszte mich erstaunt an.

„Beim heiligen Repomus! Er ist es!“ schrie ein anderer. „Ergreift ihn!“ Ein Duzend Hände lagen sofort auf meiner Schulter, ich aber machte nur einige höfliche Verbeugungen.

„Der Offizier, meine Freunde,“ sagte ich, „Rittmeister Varolle. Wo ist er?“

„Teufel! Erst sagen Sie, wer Sie sind?“ versetzte der Veteranenführer rauh. Es war ein großer, magerer Sergeant mit einem finsternen Gesicht.

„Jedenfalls bin ich nicht Herr von Cochesorët,“ erwiderte ich; „und das muß Euch genügen, Verehrter. Im übrigen, wenn Ihr nicht sofort Rittmeister Varolle herbeiholt und mich einläßt, so sollt Ihr mich kennen lernen.“

„Hoho!“ sagte er höhnisch. „Nur nicht so hoch-nasig! Meinnetwegen können Sie hereinkommen.“

Sie machten mir Platz, und ich trat in die Halle, mit dem Hut auf dem Kopf. In dem großen Kamin hatte ein Feuer gebrannt, war aber ausgegangen. Mehrere Karabiner lehnten an der Wand, und daneben lag ein Haufen Futterbeutel und verschiedene Bündel Stroh. Ein zerbrochener Stuhl und ein halbes Duzend

leere Weinschläuche lagen auch am Boden herum und erhöhten den unordentlichen, licherlichen Eindruck, den der Raum machte. Ich sah mich ärgerlich um, und mein Zorn regte sich. Die Soldaten hatten auch noch Del vergossen, das einen ekelhaften Geruch ausströmte.

„Pfui Teufel!“ sagte ich. „Betragt ihr euch so in dem Hause eines Edelmanns, ihr Schurken? Herr Gott! Wenn ich euch kommandierte, so müßte die Hälfte von euch ins Loch!“

Sie starrten mich mit offenen Mäulern an; meine Annahmung imponierte ihnen. Nur der Sergeant zog finstler die Brauen zusammen. Als ihn endlich seine Mut wieder zu Worte kommen ließ, rief er:

„Hier geht der Weg! Wir wußten nicht, daß ein General käme, sonst hätten wir alles in Ordnung gebracht.“ Dann führte er mich, Flüche in den Bart brummend, den wohlbekannten Gang hinunter. Vor der Thür des Wohnzimmers machte er Halt. „Stellen Sie sich nur selbst vor!“ sagte er in unverschämtem Tone. „Wenn es Ihnen dort drin etwas warm werden sollte, so schiebt die Schuld nicht auf mich.“

Ich machte die Thür auf und trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Königsgeier beim Mahle.

(Bild S. 88.)

Unter allen Raubvögeln kommt keiner an Schönheit des Gefieders dem Königsgeier gleich. Der Vorderflügel und die Flügeldecken des mächtigen Vogels leuchten rötlich-weiß, die Fittich- und Schwanzfedern sind tief schwarz, die Schwingen grau gekäumt. Die wulstige Falte, die vom Kopf nach dem Hinterhaupt verläuft, glänzt dunkelrot, Hals und Kopf sonst zeigen ein zartes Hellgelb. Der Königsgeier, der viel seltener wie sein riesiger Verwandter, der Kondor, ist, bewohnt die Tropengegenden Südamerikas und darüber hinaus, Mexiko, Texas, Florida. Im Gegenjag zum Kondor, der die Felsengipfel der Anden liebt, ist er ein Vogel der Ebene, besonders des dichten Urwaldes, während er die baumlosen Steppen meidet. Wo er seinen Horst gründet, in Baumlöchern oder auf Felsen, ist nicht genau bekannt; die Nächte verbringt er auf niedrigen Baumästen und lebt gesellig mit seiner Art. Mit Sonnenaufgang verläßt er den Schlafplatz, schwebt in majestätischem Flug über den Urwald, scharf spähend, ob kein Aas vorhanden. Oft haben ihm Jaguar und Puma das Mahl zu nächstlicher Stunde gerichtet, und ein zerfleischtes Reh, ein verendetes, großes Stück Wild reizt seine Gier. Zuweilen haben die kleinen Aasgeier für den König ihres Geschlechts die Beute erjagt und schlingen schon an einem Tierleichen mit der charakteristischen Gier der Geier. Sobald sie den stolzen Vogel erblicken, der ihre Mahlzeit teilen will, weichen sie stets von dem Aas zurück und warten in gemessener Entfernung, bis sich der Größere gesättigt. Erblickt der Königsgeier zuerst das Beutestück, so fliehet er in lautem Flug aus den Ästen, nie aber direkt auf das Aas selbst, sondern in dessen Nähe, wo er, mit äußerstem Mißtrauen erst scharf aufhorchend, lange verweilt, bis er sich zum Fraß entschließt. Hat er genug — zuweilen zu viel, fliehet er schwerfällig zu einem hohen Baum, am liebsten einem morschen, einsamen, wo er unbeweglich seine Verdauungshilfe hält. Frisches, eben geschlagenes Wild verachtet er wie alle Geier. In der Gefangenschaft ist er leicht zu zähmen, hat aber nur Anhänglichkeit für seine Wärter, während er Fremden sofort die Kraft seines mächtigen Schnabels zeigt.

Sedanfeier in Thüringen.

(Bild S. 92 u. 93.)

Es haben viel Freudenfeuer auf den thüringischen Bergen geblannt, und der Völlerschüsse sind unzählige abgefeuert worden, um den großen Tag des großen Krieges zu feiern — aber noch immer ist die Begeisterung nicht verglöhrt, und jung und alt finden sich am Sedantag gern in frohem Erinnern zusammen. — Es ist ein kleines Waldneß mit alten Siebelhäusern und geringem Reichtum, und lange hat's gewährt, bis die sauren Spargelrosen zusammengefloßen waren, um das Denkmal der Gefallenen würdig zu errichten. Aber endlich hat's doch gelangt. Auf granitner Säule entfaltete der Kaiseradler die chernen Schwingen. Und ein großes Fest war's für die kleine Gemeinde, das größte seit Jahrzehnten, als endlich die Hülsen von ihrem Denkmal fielen, dem ragenden Mal ihrer Heldenjöhne. Das war ein endloser Jubel, der die stillen, alten Straßen füllte, das war eine Aufregung, ein Siegesbewußtsein, das auch die Alten mitriß, die ganz Alten. Am Abend sollte der Fackelzug sein nach starkem Freudentrunk und donnernden Festreden. Sie waren nicht mehr alle vollzählig, die alten und die jungen Vaterlandsverteidiger, manchen hatte der Met übermannt und die Begeisterung, aber es war doch ein großer, ehrwürdiger Zug, der im qualmenden Licht der Fackeln an dem Denkmal vorbeizog. Die Alten, die Invaliden, die Preußens große Schlachten geschlagen, folgten der seltsamen Kapelle, die auch alt war und aus den würdigen Freunden der edeln Russka und des Vaterlandes zusammengesetzt. In dem tollen Sedantagel, der aus dem jungen Rechten drang, in den jungen Augen bligte, zogen die Veteranen, die schon in Baden, in Schleswig gekochten, auch ein uralter Greis, der noch dem Marschall Vorwärts als Kind ins flammende Auge gesehen. Und während ganz am Ende des Zuges ein junger Infanterist auf Urlaub mit ledem Ruf die Fackel grüßend zum Kaiseradler hebt, geht an dem Geiste der Alten die alte Zeit vorüber in einem wunderbaren Licht, so magisch, hell wie der Fackelglanz. — Vorüber wogen die Gestalten, die Ruß verhallt, Nacht deckt wieder das Denkmal der Gefallenen. Grau und stumm liegt der Stein, aber droben ist's, als wenn der Kaiseradler seine Schwingen im Traume stärker regte.

Die Farbe des Wassers.

Lange standen sich die Meinungen hinsichtlich der Färbung des Wassers schroff gegenüber; denn während die einen behaupteten, reines Wasser sei durchsichtig und ohne jede Farbe, wie der reinste Diamant, beharrten die andern bei der Ansicht, daß auch das reinste Wasser gefärbt sei. Die neuesten Untersuchungen haben die letztere Behauptung bestätigt und nachgewiesen, daß jedes reine Wasser eine blaugrüne Färbung hat, die man nirgends reiner und schöner findet als in den aufsteigenden Wasserstrahlen der Geiser auf Island. Die Betrachtung jener klaren, von einem leichten Dunst umhüllten Gewässer war es auch hauptsächlich, die den Professor Bunsen zu seinen Untersuchungen anregte, aus denen hervorging, daß chemisch reines Wasser niemals farblos, sondern bläulich gefärbt ist. Die Farbe wird jedoch erst sichtbar, wenn das Licht durch eine ziemlich tiefe Wasserschicht gedrungen ist, was man leicht durch folgendes einfache Experiment beweisen kann. Man nimmt eine Glasröhre von zwei Zoll Weite und sechs Fuß Länge, macht sie vollkommen schwarz bis etwa einen halben Zoll vom Ende, wo man sie mit einem Pfropfen verschließt; dann füllt man sie mit chemisch reinem Wasser und stellt sie senkrecht auf einen weißen Teller. Läßt man nun einige Stücken weißes Porzellan in die Röhre hinabfallen und blickt von oben in dieselbe, so erkennt man bald, daß diese Porzellanstücke, die nur von durch unten eindringendes weißes Licht beschienen werden können, die Farbe eines schönen Blau angenommen haben, dessen Intensität um so mehr abnimmt, je kleiner die Wasserschicht wird. Aus diesem Experiment ergibt sich, daß die blaue Farbe dem Wasser eigentümlich ist. Warum aber, muß man fragen, erscheint diese nicht überall? Warum erscheinen zum Beispiel die Seen der Schweiz und die südlichen Seen von Island in allen Abstufungen des Grüns, während die Gewässer des Mitteländischen und Adriatischen Meeres oft so dunkelblau erscheinen, daß man ihre Farbe mit dem Blau des Indigos vergleichen kann? Auch diese Fragen lassen sich leicht beantworten. Die Reinheit und Tiefe des Wassers sind wesentliche Bedingungen, um das Wasser in seiner wirklichen Farbe erscheinen zu lassen. Enthält das Wasser auch nur kleine Mengen fremdartiger Stoffe aufgelöst, so erscheint seine Farbe anders als blau; fliehet es zum Beispiel über einen Boden, auf dem sich Eisenoryd absetzt, so erscheint es gelblichrot. In den kumpfigen Gegenden des nördlichen Deutschlands wird dem Wasser viel schwarze Dammerte zugeführt, und daher zeigen die kleinen Seen daselbst die bekannten dunkeln Farben. Wo aber diese störenden Einflüsse nicht vorhanden sind, zeigt sich das Wasser auch rein blau. Zu den Gegenden, wo dies in hohem Grade der Fall ist, gehört besonders die blaue Grotte von Capri in dem Meerbusen von Neapel. Dort besitzt das Meer eine solche Klarheit, daß man noch in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß die kleinsten Gegenstände auf dem Boden zu erkennen vermag. Das ganze Licht, das in die Grotte hineinfällt, muß, da ihr Eingang in einem steilen Felsen mehrere Fuß über dem Wasserspiegel des Meeres liegt und erst an der Oberfläche desselben sich öffnet, die ganze Tiefe des Meeres durchdringen, wahrlich mehrere hundert Fuß, bevor es von dem klaren Grund her in die Grotte zurückgestrahlt werden kann. Deshalb erhält das Licht durch die Einwirkung der großen Wasserschicht, durch die es hindurchdringt, eine so dunkelblaue Färbung, daß die dunkeln Wände der Höhle im schönsten Blau erscheinen und auch alle Gegenstände, welche Farbe sie immer haben mögen, hier mit einem klaren Blau gefärbt zu sein scheinen.

Ein ähnliches Beispiel bieten uns auch die Gletscher der Schweiz, aus dem wir ersehen, daß das Wasser auch in seinem dichtesten Aggregatzustand seine ursprüngliche Farbe nicht verliert. In einer Entfernung von mehreren Meilen kann das Auge auf den platten Höhen des Pokull die Grenzen unterscheiden, die das bläuliche Eis der Gletscher von den unerschöpflichen weißen Schneeflächen trennen, die sich bis zum Gipfel des Berges erheben. Prüft man jene Gletscher näher, so wird man überrascht von der Reinheit und Durchsichtigkeit des Eises, das oft in ungeheuren Massen frei von Luftbläschen und fremden Beimischungen zu sein scheint, und dessen weite Spalten und Höhlungen von allen nur möglichen Schattierungen, von dem hellsten bis zu dem dunkelsten Blau, gefärbt erscheinen, je nachdem die Dike der Schicht, durch welche das Licht hindurchdringen muß, mehr oder weniger groß ist. Die blaue Färbung der wolken- und dunstfreien Atmosphäre ist wahrscheinlich die Folge einer ähnlichen Ursache, wenn es nämlich richtig ist, von der Farbe des festen oder flüssigen Wassers auf eine ähnliche des Dunstes derselben zu schließen.

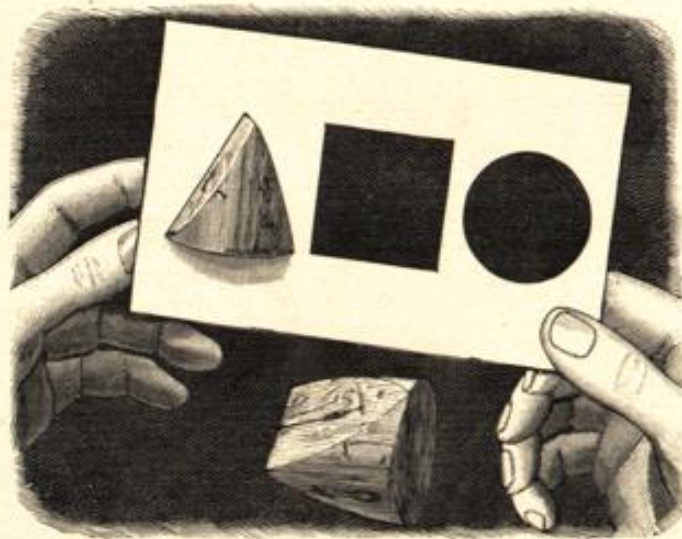
Betrachten wir alle diese Thatfachen, so zweifeln wir keinen Augenblick, daß die blaue Farbe des Wassers keine besondere und bloß zufällige Eigenschaft desselben

fei. Diese natürliche Farbe des Wassers läßt auch jene hellgrüne Färbung der Steineisenquellen Islands, die hier noch stärker als die der Schweizer Seen ist, leicht erklären; denn durch die Vermischung mit der gelben Farbe des Eisenoxyds, das sich an den Wänden jenes Wasserbeckens abgesetzt hat, entsteht hier dasselbe Grün wie in den Seen der Schweiz durch den Widerstrahl des Lichtes auf einen gelben Boden. Je tiefer die Wasserschicht ist, um desto mehr wird die Wirkung jenes Widerstrahls gestärkt und um desto mehr wird die blaue Farbe vorherrschend, bis sie endlich die grünliche Färbung ganz verdrängt. Die grüne Grotte, die sich gleichfalls an den Ufern Capris befindet, liefert auch dafür einen Beweis. Hier wird nämlich die grüne Farbe durch den Widerstrahl des äußeren Lichtes hervorgerufen, das durch eine sehr geringe Tiefe gehend, auf den gelblichen Kalkstein des Bodens und der Wände dieser Grotte fällt, während dieselbe Farbe sofort verschwindet durch den Einfluß der bedeutenden Tiefe, durch welche das Licht, das die blaue Grotte erleuchtet, hindurchgeht. Hier erstet die Farbe eines reinen Blau jenes Grün, das man in der am wenigsten tiefen Höhle bemerkt, obgleich das Wasser und die Felsenwände in beiden von gleicher Beschaffenheit sind. — Der schöne blaue Farbenton, den das in einer großen Tiefe betrachtete Wasser zeigt, frappiert einen jeden, der Gelegenheit hat, im luftdichten Kautschukgewand einmal in die Fluten des Meeres hinabzusteigen. „Gleich anfangs,“ sagt Professor Jung in Genf, „fällt uns die Schönheit der Farben auf, unter denen das Blau überall vorherrscht; aber in diesem Blau unterscheidet man die mannigfaltigsten Nuancen. Hat man den Grund erreicht, so verschmilzt das allgemeine Blau mit andern, den Wassergewächsen, den Mooskorallen, die an den Felsen ungeheure moosartige Polster bilden, den Seefarnen, Muscheln und Krebsen entlehnten Farben. Die spiegelnden Schuppenfische nähern sich furchtlos dem ungewohnten Gast des Meeres so weit, daß er sie fast mit der Hand oder mit einem kurzen Netz wie lustige Schmetterlinge fangen könnte. Die Klarheit und Durchsichtigkeit des Wassers ist bis zu einer Tiefe von acht bis zehn Metern so groß, daß man die kleinsten Teile eines Tieres oder einer Pflanze wahrzunehmen vermag. Sie alle aber sind von dem blauen Hauch des Wassers umgeben.“ L. H.

Amüsante Wissenschaft.

Der Universalpflock. Einen Pflock zu schneiden, der zugleich in ein rundes, ein quadratisches und ein gleichschenkelig-dreieckiges Loch paßt, die aber genau denselben Durchmesser haben, ist gewiß keine Kleinigkeit. Wir wollen uns dieses Kunststückes heute entledigen.

Schneiden wir zuerst in ein Stück Karton die drei Löcher, wobei wir den Durchmesser eines cylindrischen Korks als Grundlinie für die drei Figuren annehmen. Geben wir dann einem Beteiligten den Kork in die Hand mit der Aufforderung, ihn



Der Universalpflock.

durch die drei Öffnungen zu stecken, so wird dies bei dem Kreis keine Schwierigkeit machen. Auch bei dem Quadrat wird er mit der Kopfseite zurecht kommen, schließlich aber mit der Quersseite, da es doch ein merkwürdiger Zufall wäre, wenn diese Seite dieselbe Länge hätte wie der Durchmesser des Kreises. Es muß dabei also das Messer zu Hilfe genommen werden, damit der Kork auch seitwärts durch die quadratische Öffnung spazieren kann. Kommt nun das Dreieck an die Reihe. Da stehen aber die Läden am Berge, weil der Pflock auf keine Weise hindurchzubringen ist, obwohl er die richtigen Maße hat. Nun, da muß das Messer noch einmal nachhelfen. Wir schneiden aus dem cylindrischen Teil des Korks ein Dreieck zurecht, ohne die Höhe der Figur zu verändern, und siehe da, die Aufgabe, die uns gestellt war, ist gelöst. Der Pflock geht nunmehr durch die drei verschiedenen Löcher und verdient insofern den Namen Universalpflock.

Durchgegangen.

(Bild S. 101.)

Es war ein exemplarischer Bierzug! Graf X... hatte ihn in allen Lagen erprobt. Beim ohrenzerreißenden Infanteriefeuer standen die Traktoren wie die Säulen, vorüberfahrende Lokomotiven waren ihnen gleichgültig, und selbst mit dem Schrecken aller Kutscher, dem schwarzen Ungetüm der Dampfmaschine, standen sie auf beinahe freundschaftlichem Fuß. Also — kein Bierzug war so geeignet, im Randbergelände zu glänzen — durch Schönheit, Schnelligkeit, blinden Gehorham. Aber es kam anders. — Zwar im Beginn waren die Tiere tadellos, trabten fein säuberlich im Gelände dahin, der leisesten Bügelführung gehorchend. Die jungen Gräfligkeiten im Fond amüsierten sich köstlich, denn näher und näher klang der Donner der Geschütze — blitzende Infanteriesolennen, staubumwirbelte Kavallerie. Auch die Bedienten auf dem hohen Sitz blickten träumerisch auf den heranwogenden Kampf und überließen gern die Führung dem alten und jungen Grafen auf dem Vord. Man hatte eben ein kleines Picknick beendet und war aus Geld abgehoben, einem attakierenden Kavallerieregiment zu. Alles ging gut. Da plötzlich rechts auf der Höhe im Galopp aufzufahrende Artillerie, die Traktoren werden etwas unruhig. Der erste Schuß! Ein Vorderpferd versucht zu galoppieren, und die Deichselpferde legen sich so fest hinein, daß der alte Graf die Bügel kaum zu halten vermag. Da donnert eine scharfe Salve — der Bierzug galoppiert — noch eine — er liegt in Durchgangscarriere. Es ist jetzt eine Fahrt zwischen Leben und Tod — das wissen Vater und Sohn auf dem Vord. Sie haben wohl die Nacht über die Tiere verloren, aber nicht den sicheren Blick, die erzwungene Ruhe auch im verzweifeltsten Moment. Nur die Pferde auf der Stoppel halten können, die ohne tiefe Gräben sich weit dehnt! Denn links zieht sich ein schlüpfwadenes Kinnhal, rechts auf der Höhe feuert noch immer die Artillerie. Brechen die Tiere nach einer Seite aus, ist der Wagen mit Infanterie verloren, zertrümmert oder erfaßt. Aber das Glück hilft über die Augenblicke haarsträubender Gefahr. In gerader Linie gehen die Durchgänger dahin — nach fünf Minuten vermag vereinte Kraft sie wieder ins Geleise zu bringen — noch fünf — das Gefährt hält. Vor Angst abschale Gesichter hatten sich an. Dann geht es ohne Umsehen zurück nach dem Schloß. Für die Comtesse hatte das Manöver plötzlich alle Anziehungskraft verloren.

Humoristische Blätter.

Sie kann nicht enden. ... Ah! Sie glauben nicht, was das für ein Unglück mit meiner Frau ist. Von früh bis spät Gärdenpredigten, und wenn sie mal verstimmt, spricht sie mit den Augen weiter!

Früh zugriffen. Er: „Würden Sie einen Mann heiraten, den Sie nicht lieben?“ — Sie: „Ach, das kommt so plötzlich... aber nehmen Sie mich hin, ich bin die Ihre!“

Höfste Zeit. Kutscher (bei Tisch): „Gibt es noch etwas, Mama?“ — Mama: „Nein!“ — Kutscher: „Ganz gewiß nicht!“ — Mama: „Aber nein! Es gibt nichts mehr!“ — Kutscher: „Na, dann kann ich's ja sagen, daß ich schon Leibschmerzen habe!“

Allerlei Kurpweil.

Worträtsel.

Triffst du mich auf deinem Wege, schlage fest verwegene zu, Reiz das Herz mir aus und lünde: auf wie viel kannst zählen du.

Ergänzungsrätsel.

Er war so gut mit ge Und war so schlecht mit be; Drum konnt' er's nicht mit er, Troh' vielm hin und her, Daß er suchte dich ver.

Worträtsel.

Ich bin ein Wesen, zart und duftig, Und schonend rührt mich deine Hand; Ein Zeichen nur verändert innen, Und nimmer rührt mich deine Hand.

Umwandlungsrätsel.

Walt	Wiedergabe
Harm	Charakterbezeichnung
Wald	Erdbot
Vom	Anrede
Wag	Stadt
Vohn	Familienglied
Toga	Erhebung
Wom	Anthologische Person
Woh	Name
Vina	Altersstufe

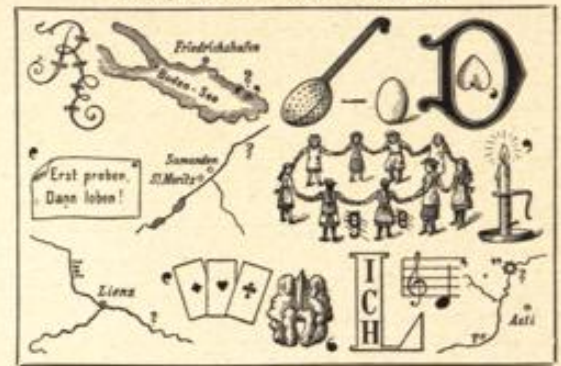
Jedes der vorkommenden Wörter zur Linken soll in ein neues Wort mit denselben beiden mittelften, dagegen an dem Anfangs- und Endbuchstaben umgewandelt werden. Die Bedeutungen der neuen Wörter sind rechts angegeben.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der neuen Wörter ergeben, von unten rechts nach oben und dann von oben links nach unten gelesen, ein Sprichwort.

Mischrätsel.

Prellende Schöpfungen er am liebsten gehalten aus Stoffen, Die längst entschwundene Zeit bietet des Dichters Genie; Lode das Altertum doch schon mächtig den jungen Jüngling. Ob auch der Gegenwart heil'ig das empfindliche Herz. Treu ein Genuß am Dars als Kleinod noch heute bewahrt Jenes Gedicht, das er einst schlopfte aus klassischem Quell, Und so ergreifend beim Scheiden trug er es vor in der Aula, Daß nach Decennien sich noch mancher des Kindtruds bewußt. Ob wohl der Vorbeir des Ruhmes, den er sich später erworben, Ebenso rein ihn beglückt, wie dieser erste Erfolg? — Nicht du die Zeichen, ersticht ein Repräsenant jenes Volkes, Dem für die Fadel des Kriegs selten der Jandstuf gebricht. Schlemmig verwandelt ihn wieder, daß eine nützliche Pflanze Lode nun ein zum Genuß, nicht Vegetarier allein.

Wäscheschrankschrift-Rebus.



Zahlenrätsel.

1	8	4	11	19	19	22	19	15
2	9	10	9	9	12	18	12	22
3	2	11	9	20	5	4	4	8
4	10	9	8	21	5	5	4	5
5	11	14	4	22	7	16	24	22
6	8	15	9	3	16	9	9	4
7	12	7	16	22	18	23	10	9
8	3	16	18	7	9	7	11	5
1	13	17	7	16	2	3	4	17

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in den senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. eine hochstehende Leuchte; 2. ein künstliches, rundes Gebilde; 3. ein Tierfell; 4. ein Toilettegegenstand; 5. ein männlicher Name, ein Adelsprädicat, ein Befehlsmittel; 6. Teil eines Gebäudes; 7. Verkaufsstelle; 8. landwirtschaftliches Ungeheiß; 9. Tarif. — Die Reihen 1-4 und 6-9 sind auch in je zwei Wörter zu zerlegen. — Die Buchstaben in den Feldern mit fettgedruckten Zahlen ergeben noch richtig die Namen eines deutschen Dichters.

Auflösungen der Rätsel Seite 79.

Des Magischen Zeichenrätsels „Schweigen“: Die Verbindung der Worte und Silben geschieht mit Hilfe der dabei stehenden Zeichen derart, daß das nächste Wort stets dasselbe Zeichen oder die trägt (äußerer Kreis), welches das vorangehende Wort unter sich (innerer Kreis) hat. Der Anfang ist bei der Silbe „Bes-“ (—). Das Ganze lautet: „Besser die Jange im Herzen als das Herz auf der Jange.“

Des Klein- und Großrätsels: nachkommen — Nachkommen.

Des Ergänzungsrätsels: Wechsel — Maß — Häfel — Glas — Ruder — Heer — Bruder — nichts mehr.

Des Worträtsels: Sage, Poge, Lage, Sage.

Des Kettenrätsels: Baden-Pfister-Parade-Platz-Wechsel-Geld-Paket-Pog-Kant-Gi-Form-Schneider-Meister-Hand-Breite-Grad-Meßer-Scheide-Wand-Tafel-Berg-Regel-Klub-Haus-Herr-Schaft-Holz-Schuch.

Schach.

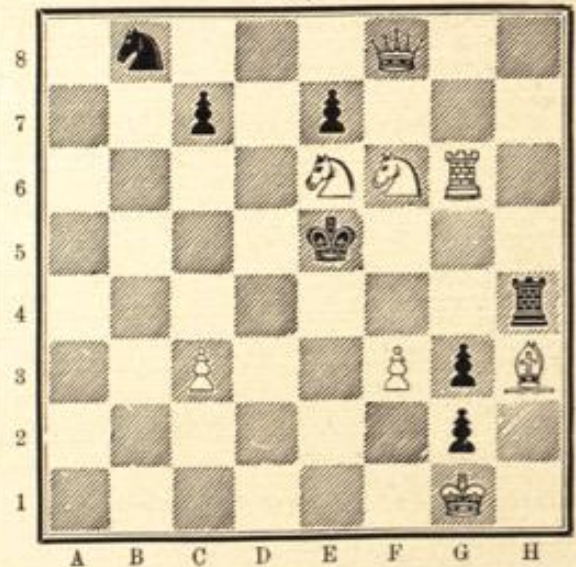
(Bearbeitet von E. Schallupp.)

Aufgabe Nr. 2.

Von E. Martin in Barcelona.

In einem englischen Problemturnier preisgekrönt.

Zuvers.



Weiß zieht an und zieht mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 1 Seite 27:

Weiß.	Schwarz.	Weiß.
1. D. F2 - C5	2. A8 - A6 C8†	2. E. D5 - B6 C7 matt.
1.	2. E6 - E5 F5 F7†	2. E. D5 - F6 matt.
1.	2. A2 - B4†	2. E. D5 × B4 matt.
1.	2. G8 - E7†	2. E. D5 × E7 matt.

Schachbriefwechsel.

E. R. in Jankenburg. Ihre Lösung zu Nr. 8 in Heft 25 vorigen Jahrgangs ist tadellos.

Th. R. in Gießen. Sie dagegen haben sich verhasst. 1. D. G4 - E2† wird mit B6 — B5 beantwortet; wenn dann etwa 2. E. F4 - D7, so B7 — B6, und Weiß kann nicht matt setzen.

G. R. in Hamburg. Nr. 8 lösen Sie richtig, aber nicht ganz vollständig. Es heißt die Eröffnung der Verteidigungszüge R. A6 — B5 — C6 und R. A6 — A7.

Was giebt es Neues?

Länder- und Völkerkunde.

Ein Land ohne Haustiere. Der Japaner, der weder Milch trinkt noch auch Fleisch isst, hat für die Kuh keine Verwendung; das Pferd findet sich in Japan auch nicht heimisch und wird nur zum Gebrauch für Fremde importiert. Die Lastkarren werden von Küls gezogen oder geschoben, und die „Equipagen“ oder Sänften werden von Lakaien oder gemieteten Männern befördert. Hunde finden sich in großen Rudeln verwildert, doch giebt es keine zahmen Haushunde, da der Japaner sie weder zur Wacht noch auch zur Jagd verwendet. In dieser Eigenschaft finden sie in Japan auch nur wieder bei den Ausländern Verwendung. Schafe und Ziegen sind ebenfalls unbekannt, ebensowenig werden Schweine gehalten. Wolle wird nicht verwendet, da Japan bekanntlich große Baumwollpflanzereien hat und durch seinen Reichtum an Maulbeerbäumen neuerlich auch vorzügliche Seidenzuchtereien besitzt, so daß wolleses Zeug in Japan fast gar nicht getragen wird. Schweinefleisch ist in der Küche des Japaners ein unbekanntes Ding. Maultiere und Esel sind auf der Insel ebenfalls fremd. Hühner werden wenig, Enten und Tauben höchst selten und auch nur von Ausländern gehalten.

Ueber Menschenopfer beim Begräbnis der Neger am portugiesischen Sambesi berichtet ein Brief des Vater Raynhardt. Zwei flüchtige Sklavinnen waren zu ihm gekommen, von denen die eine als Grund der Flucht angab, ihr Herr habe ein Vona (Erinnerungsstück eines Verstorbenen) halten wollen und habe, um in das Vuada (Kafferbier) Blut mischen zu können, ihr den Hals abschneiden wollen. „Was?“ sagte ich zu meinem Begleiter, einem erfahrenen Christen, der mir über die Gebräuche und Sitten dieser Völker sehr viele ethnologische Aufschlüsse gab, „braucht man bei der Vona auch Menschenblut? Du sagtest mir doch, daß man bei der Vona in die Vuada Ziegenblut mischt.“ — „Es ist wahr,“ sagte er, „man mischt in die Vuada Ziegenblut; aber wenn der Mann sehr reich ist und viele Sklaven hat, wie der Häuptling Matekha in Zumbo, dann nimmt er Menschenblut.“ Im weiteren Gespräch brachte ich heraus, daß man bei dem Begräbnis eines reichen Neger nicht nur Menschenblut in die Vuada mischt, sondern ihm auch einige Sklaven in die andre Welt zuschickt. Einen reichen und mächtigen Neger, wie der Matekha war, begräbt man in folgender Weise: Man tötet zwei Sklaven und legt ihre Leichen ganz unten ins Grab, dann legt man den Verstorbenen hinein, tötet wieder zwei Frauen und legt sie über ihn, dann verscharrt man das Grab.

Handel — Verkehr — Industrie.

Die größte Geflügelarm der Welt befindet sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Little Compton im Staate Rhode Island. Sie gehört einem Mr. Wilbur, welcher im Jahr 150 000 Dugend Eier verfertigt. Die Farm enthält hundert 10 Fuß lange und 8 bis 10 Fuß breite Hühnerhäuser. In jedem befinden sich etwa 40 Hühner. Nachmittags werden die Eier gesammelt. Die Hühner werden täglich zweimal gefüttert. Am Nachmittag erhalten sie Mais das ganze Jahr. Morgens wird den Tieren auch Gemüse gegeben.

Eine neue Verwendung der Röntgen-Strahlen. Nachdem man den Schwindlern auf Verjüngstellen das Leben schwer gemacht, wird den Fälschern von Nahrungsmitteln das Handwerk gelegt. Nach einer Reihe von Versuchen wird man es künftig bleiben lassen, geröstete Bohnen dem gebrannten Kaffee, Zement dem Pfeffer und so weiter beizumischen. Eine mittels der X-Strahlen aufgenommene Mischung verschiedener „Kaffee“forten hat die den natürlichen Kaffeebohnen beigeigten ähnlichen Ingredienzien deutlich zur Anschauung gebracht. Ein anderer Versuch zeigte, daß noch unbenuhter Thee leicht von Theeblättern zu unterscheiden ist, die, nachdem ein erster leichter Aufguss von ihnen genommen war, getrocknet und künstlich gefärbt wurden. Sogar der Inhalt von Knaakmandeln ist profanen Augen geöffnet. Wer des „Viel-liebchens“ sicher sein will, braucht nur seinen radiographischen Apparat auf die Knaakmandel zu richten. — Wie lange wird es noch anstehen, daß man die Schläge eines in Liebe erglühten Herzens — „radiographisch registriert“?

Heilwissenschaft.

Ueber einen tödlich verlaufenen Fall von Vergiftung mit chlorhaurem Kali, dem nur allzu populären Gurgelmittel bei Halsentzündungen aller Art, berichtet in der „Berliner Klinischen Wochenschrift“ Dr. Jacob, Assistent an der Leyden'schen Klinik. Der Fall betrifft eine 30jährige Rührerin Gertrud K., welche in selbstmörderischer Absicht 25 Gramm des gefährlichen Salzes in einer Drogenhandlung erstanden und zu sich genommen hatte. Trotz aller Bemühungen der Ärzte erlag die Patientin der verheerenden Einwirkung des Mittels, welche sich besonders in der Zerstörung des Blutes äußerte. An die wissenschaftliche Erörterung des Falles knüpft Dr. Jacob die in den letzten Jahren schon häufiger ausgesprochene Mahnung, das chlorhaure Kali weder in der inneren Medizin noch als Gurgelmittel zu verwenden; letzteres namentlich nicht in der Kinderpraxis, weil die kleinen Patienten nur zu häufig die Spülflüssigkeit herunter-schlucken; denn eine Reihe von Mitteilungen zeigt zur Genüge, daß das Kali chloricum, auch in den geringsten Dosen genommen, stets ein schweres Blutgift darstellt, und daß, wenn nach Einnahme kleinerer Dosen auch nicht stets der Tod eintritt, so doch eine schwere Nierenentzündung sehr häufig entsteht. Am ratsamsten wäre es daher nach der Ansicht des Verfassers wohl, ein Verbot darüber zu erlassen, das chlorhaure Salz im Handverkauf abzugeben, und den Drogengegeschäften das Verkaufsrecht dieses gefährlichen Giftes ganz zu unterlagen.

Verordnungen.

Eine Aenderung auf dem Gebiete der Nahrungsmittel-untersuchung hat die Berliner Gesundheitspolizei eingeführt. Die mit der Probennahme in Buttergeschäften beauftragten Beamten sind mit einer geeigneten Vorrichtung versehen und nehmen an Ort und Stelle Schmelzproben mit der Butter vor. Die Sache spielt sich in folgender Weise ab: Ein Wachtmeister und ein

Schuhmann betreten gemeinsam das offene Verkaufsflokal eines Geschäfts in den früheren Vormittagsstunden, wo die im Laufe der Nacht etwa verfallene Butter sicher noch nicht ausverkauft ist. Der Schuhmann trägt eine Tasche in der Hand, ähnlich einer kleinen Reisetasche. Der Wachtmeister läßt sich nun aus jedem offenen zum Verkauf stehenden Faße eine Probe von einer bestimmten Gewichtsmenge geben. Auf der Hülle jeder Probe wird die Firma vermerkt und eine Nummer dazu geschrieben. Diese schreibt der Wachtmeister in sein Notizbuch, und nun setzt der Schuhmann seine Tasche zur Erde, öffnet sie und entnimmt ihr eine Art Rinderlockmaschine. Auf der obersten Platte befinden sich sechs bis acht runde Oeffnungen, die man „Rohldöcher“ zu nennen pflegt. In jeder dieser Oeffnungen hängt eine kleine Glasraupe. Unter der obersten Platte befindet sich ein leerer Raum und darunter ein anderer, wo eine Spiritusflamme angebracht ist. Von jeder entnommenen Probe wird nun ein Stückchen Butter in diejenige Glasraupe gelegt, die mit der Nummer der Probe übereinstimmt, und die Spiritusflamme im unteren Räume des Apparates wird angezündet. Nach etwa zehn bis fünfzehn Minuten werden die erhitzten Probegläser, worin inzwischen die Butter völlig geschmolzen ist, eins nach dem andern herausgehoben und gegen das Licht gehalten. Ist die Flüssigkeit eine goldklare, etwa wie eine gute Berliner Weiße aussieht, so ist die Probe als einwandfrei zu betrachten, ist dagegen in einem der Gläser die Flüssigkeit grau, dick und trübe, wie eine Weiße, in die Bodenreste mit hineingeschüttet ist, dann liegt höchstwahrscheinlich eine Vermischung mit Margarine oder eine Unterschiebung von reiner Margarine statt reiner Naturbutter vor. Sofort wird das Faß, aus dem die Probe entnommen ist, amtlich geschlossen und beschlagnahmt, bis der Chemiker eine Nachprobe vorgenommen hat.



Don Canovas del Castillo.

Am 8. August wurde der spanische Ministerpräsident Don Canovas del Castillo im Bade San Agueda, fünfzig Kilometer von San Sebastian, wo er zur Kur weilte — aus politischer Rache ermordet. Sein Mörder, der 26jährige Italiener Angiolillo aus Foggia, der sich schon lange zur anarchistischen Propaganda bekannte, tötete ihn durch drei Revolvergeschüsse im Garten des Kurhauses. — Canovas ist am 8. Februar 1828 zu Malaga geboren. Zuerst als Historiker und Novellist bekannt geworden, wandte er sich bald ganz der Politik zu — ein gemäßigter Konservativer, dem besonders die Erhebung Alfons XII. von Spanien auf den Königsthron staatsmännisches Ziel war. 1874 gelang dies. Canovas wurde Ministerpräsident. Seitdem hat er bald als Minister, bald als Parteihaupt in der Volksvertretung im konservativen Sinn gewirkt. Seine Talente wie seine Verdienste sind unbestritten. Hervorragender Redner, feiner Kopf, unerbittlicher Gegner hat er kein Vorbild in Bismarck gesehen, ohne freilich dessen Popularität, Ansehen bei Hofe — vor allem aber ohne dessen Genie zu besitzen. Sein Ziel, Friede und Ordnung dem durch Bürgerkriege zerrissenen Lande zu geben, hat er darum nur teilweise erreicht und mußte öfters die Leitung der Regierung an liberale Staatsmänner abtreten. Dessenungeachtet bedeutet sein Tod für Spanien einen außerordentlichen Verlust, weil er der zielbewussteste und energichste Politiker der Pyrenäen-halbinsel war.

Unglücksfälle.

Tod infolge von Blutvergiftung. Ein Berliner Tanzlehrer, G. St., hatte vor etwa vier Wochen mittels einer Krawatten-nadel ein kleines Geschwür an der Unterlippe geöffnet. Die Spitze der Nadel muß wohl nicht ganz sauber gewesen sein, es entstand eine Blutvergiftung, welche derartige Dimensionen annahm, daß der Kranke sich mehreren Operationen unterwerfen mußte. Trotz dieser gelang es nicht, des Uebels Herr zu werden; der bei der Bevölkerung der Friedrichstadt sehr bekannte Mann verstarb nach etwa vierwöchentlichem, furchtbarem Leiden.

Zur Warnung möge folgender Unglücksfall dienen, der sich vor kurzem zu Frankenstein ereignete. Dort ersuchte ein Knabe einen ihm begehrenden Radfahrer, „ihn ein Stück mitzunehmen“. Der Radfahrer kam dem Wunsch des Knaben nach, und letzterer stieg von hinten auf das Rad. Der Standort des Knaben war ein sehr gefährlicher, und so darf es nicht sehr verwundern, daß er schließlich mit einem Fuß in das Radertret

sam und ihm die Feten zermalmt wurden. Der Knabe starb infolge Eintretens von Wundfieber.

Wertwürdige Jugentgleisung. Ein Güterzug, der im Bahnhof von Castelnaudary (Südfrankreich) eintreffen sollte, ist 1500 Meter vor dem Bahnhof unter recht eigenartigen Umständen entgleist. Ein Ochse, der in Castelnaudary kurz zuvor ausgeladen worden war, hatte sich losgerissen und war den Schienenweg entlang auf der nach Castres führenden Linie gestoben, wo er dem Abendzug begegnete, der ihm entgegenkam. Er stürzte sich mit gesenktem Haupt auf den zweiten Wagon, der entgleiste und dabei das Tier zermalmt. Eine furchtbare Erschütterung des ganzen Zuges fand daraufhin statt; ein Dugend Waggonen ungefähr fuhren auseinander auf, wobei sieben zertrümmert und vier aus den Schienen geschleudert wurden. Diese Waggonen waren mit Fassern, Rehfäßen, Kohlen und Baufleinen beladen, deren zusammengehäufte Trümmer eine wahre Pyramide bildeten.

Statistisches.

Große und kleine Männer. Der Generalstab der leitenden Geister aller Nationen ist von einer englischen Revue nach seiner Körpergröße geordnet worden. Die Revue teilt die Genies ein in große, mittlere und kleine Männer. Heben wir aus den selbstverständlich sehr unvollständig und einseitig aufgestellten Listen einige Namen hervor. Zu den großen gehörte Carlyle (1,80 Meter), Cromwell (1,78), Darwin (1,83), Dumas Sohn (1,78), Lincoln (1,86), Peter der Große (2,05), Walter Scott (1,83), Thackeray (1,93), Washington (1,90). Ohne genauere Angabe des Maßes gehören in diese Kategorie: Goethe, Schiller, Lessing, Humboldt, Schopenhauer, Bismarck, Molke, Julius Caesar, Karl der Große, Wilhelm I. Dann Kolumbus, Wilhelm der Schweiger, Mazarin, Mirabeau, Richelieu, Tasso, Turgenjew, Thomas von Aquino. Mittlere Größe: Lord Beaconsfield (1,75), Lord Byron (1,74), Dickens (1,75), Gladstone (1,73), Bulwer (1,75), Voltaire (1,70), Wellington (1,70), Jola (1,70), Camoens, Chopin, Dante, Heine, Linne, Luther, Guy de Maupassant, Spinoza, Watteau. Auch Alexander der Große, der heilige Franziskus, Newton und Edgar Poe können dieser Klasse zugerechnet werden. Kleinen Wachses: Beethoven (1,63), Balzac (1,63), Kant (1,53), Napoleon (1,57), Nelson (1,63), Thiers (1,60), Weiffenauer (1,53). Der Klasse sind weiter zugehörig: Mozart, Wagner, Adolf Menzel, Hoggarth, Horaz, Melancthon, Mendelssohn, Montaigne, Montesquieu, Calvin, Kepler, Drake, Karl Martel, Tamerlan, Windthorst. Balzac tröstete sich über sehr kleinen Wuchs durch die Betrachtung, daß fast alle großen Männer fleingewachsen waren. Die Statistik setzt ihn aber in das Unrecht.

Miscellen.

Die alten Parolebücher der Berliner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen enthalten mancherlei Ergötzliches und sind gleichzeitig charakteristisch für den Geist und die ganzen Verhältnisse jener Zeit. Eine kleine Blumenlese daraus dürfte deshalb willkommen sein. „Das erste Bataillon“, lautet ein Befehl vom 19. Mai 1752, „mit leinenen Hosen und weißen Stiefelkanten, auch gut gepudert. Das zweite Bataillon mit schwarzen Stiefelkanten und tuchenen Hosen. Diese sind nicht gepudert. Das dritte Bataillon kommt, bei (Straße des) Gassen laufen.“ Ein anderer Befehl vom 25. April 1780: „Einige Herren Officiere und die meisten Unterofficiere müssen sich durchaus abgewöhnen, wenn sie Züge führen, daß sie nicht so viel mit die Hände wehen. Die Herren Officiere, so heute gewohnt haben, mögen sich selbst corrigieren und ins Klüngele sich bessern.“ Am 10. März 1783 heißt es: „Die Unterofficiere auf den Wachten, nebst den Gefreiten und Schildergästen müssen sehr genau Acht haben auf die großen Frauenzimmer, damit sich kein Soldat verkleidet herauschleicht.“ Hierdurch mögen Damen von hohem Wuchse nicht selten arg geängstigt worden sein. Am 7. Oktober 1751 heißt es: „Wenn Lärm oder Schlägereien in den Gassen und Wirtshäusern vorkommen, so sollen die Patrouillen allens arre-tieren und wenn auch des Prinzen von Preußen Domestiques mit dabei wären.“ Zur Aufrechterhaltung der Disziplin bestand noch das Spiekruten- oder Gassenlaufen. Der Schuldige mußte mit entblößtem Rücken durch die aufgestellte Gasse seiner Kameraden gehen, deren jeder, mit einer Rute versehen, dem Vorübergehenden einen Hieb gab. Das geschah bei Trommel- und Pfeifenklang, dessen Melodie die Soldaten den Text untergelegt hatten:

„Warum bist du fortgelaufen?
Darum mußt du Gassen laufen,
Darum bist du hier!“

Wertvolle Spielfarten. Wie eine englische Wochenschrift berichtet, wurden vor kurzem zwei äußerst kostbare Spiele Karten auf einer Auktion verkauft. Der Reizbielende, der in den Besitz des einen Spiels gelangt ist, hat die Summe von 2400 Mark für die paar Kartenblätter, die allerdings die berühmtesten der ganzen Welt sein sollen, bezahlt. Man nannte das Spiel „Tarocchi di Montegna“, jedenfalls, weil es eine Serie der schönsten italienischen Kupferstücke aus dem fünfzehnten Jahrhundert aufwies; es gehörte zu einer ganzen Sammlung anderer seltener Spielfarten, die Eigentum der verstorbenen Lady Charlotte Schreiber waren. Fünf Karten fehlten bereits, doch sind sie durch tausend nachgemachte Falsifikate ersetzt worden. Ein andres Spiel wurde für 1400 Mark verkauft. Hieron ist jede Karte für sich ein kleines Meisterwerk der Kupferstecherkunst und stellt etwas ganz Besonderes vor. Das vollständig vorhandene Spiel enthält in seinen Bildern die Geschichte der hauptsächlichsten Ereignisse während der Regierungszeit der Königin Anna von England. Die Herzogin ist das vorzüglichste Porträt der Königin Anna selbst, der Herzog stellt ihren Gemahl, den Prinzen Georg von Dänemark, vor. Die Karodame ist das Bildnis der Königin Anna Sophia von Dänemark, die Kreuzdame die damalige Kronprinzessin von Preußen, die Gattin Friedrich Wilhelms I., und die Pique-dame stellt Prinzess Anna von Rußland vor. Die Buben sind die getreuesten Abbilder der hervorragendsten Diplomaten jener Zeit.